



KIRCHE LEBT von unten – Gemeinden werden mündig»: Unter diesem Motto rief im März eine Gemeindeinitiative aus dem Rhein-Main-Gebiet zu einem Gemeindetag nach Frankfurt (St. Ignatius). Plakat und Signet zeigten eine Pflanze, deren Wurzel sich paradoxerweise in einem hellen, freien Raum verästelte, über dem aber ein massiges Dunkel von ihr durchbrochen werden mußte, damit oben am Tageslicht Blatt und Blüte sich entfalten konnten. Die zähe, harte Masse – man mochte an einen Lehmklotz oder gar an einen Felsblock denken – stand offensichtlich für eine ganze bedrückende Situation: Läßt sie sich noch durchdringen, auflockern? Bleibt in ihr für das Leben und den Geist noch eine Chance?

An dem Treffen, das auch im Hinblick auf den «*Katholikentag von unten*» am Rand der auf den 4.–8. Juni in Berlin angesetzten offiziellen Veranstaltung der bundesdeutschen Großkirche konzipiert war, hielt der Saarbrücker Neutestamentler *Josef Blank* eine an 1 Kor 3 orientierte Predigt, aus der wir im folgenden den Hauptteil abdrucken. Einleitend hatte sich Blank auf den Synodenbeschluß «Unsere Hoffnung» und vor allem auf die Pastoralkonstitution des Konzils *Gaudium et Spes* berufen. Diese «*wahrhaft christliche Liebeserklärung an die Welt*» nehme man heute, so beklagte er, «Schritt um Schritt zurück», weil man bemerkt habe, «wie viel an Konfliktfähigkeit, an Leiden, Unsicherheiten und Schwierigkeiten, an ungelösten Problemen diese Erklärung christlicher Solidarität mit der gegenwärtigen Menschheit und ihrer Geschichte» mit sich bringe: «Man hält es in der oft schrecklichen Realität, für die es keine Patentrezepte gibt, nicht aus. Man will lieber die kircheninterne Sicherheit, die alte Ordnung, den warmen Stall der großen Mutterkirche. Das sieht so aus wie eine kollektive Neurose, wie der Verzicht auf mündiges Handeln, auf Mitverantwortung und auf ein unvermeidliches Mit-Leiden.» Rückzug in eine «Arche Noah» ist für Blank ein «Verrat», Solidarität im Leiden aber eine «genuin biblische» Forderung. *L. K.*

Gemeinden werden mündig

Wenn wir uns auf die christliche Mündigkeit und auf die Freiheit des Christenmenschen besinnen, dann stellen wir keine unbilligen oder unerhörten Postulate auf; dann machen wir keine Revolution. Dann berufen wir uns nur auf die Sicht des Evangeliums und der christlichen Existenz, die der Apostel Paulus in seinen Briefen dargelegt hat. Nach Paulus ist die Mündigkeit der Christen und der christlichen Gemeinde als solche grundgelegt im Evangelium, dieser Gotteskraft zu unserem Heil, in der immer noch umwerfenden Aussage, daß Gott uns alle als Menschen, in unserer Existenzproblematik, in unserer Schuld, in unserer Angst und unserer Not, im gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus angenommen hat. Sie ist grundgelegt in der Taufe, die das Zeichen und Siegel der christlichen Freiheit und Mündigkeit ist, das Werk des Heiligen Geistes, der ein Geist der Freiheit ist. In dieser großen Freiheit sind wir alle Söhne und Töchter Gottes. Hier stehen wir alle in einer Unmittelbarkeit zu Gott. Hier sind wir alle brüderlich und schwesterlich, in voller Gleichberechtigung, miteinander verbunden. In diesem fundamentalen Bereich gibt es nur die gemeinsame Christlichkeit aller Getauften, die grundlegender ist als die Unterscheidung zwischen «Laien» und «Klerikern», aber auch grundlegender als die Verschiedenheit der Konfessionen. Hier ist mit Martin Luther zu sprechen:

«Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan.
Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.»

Nach dem Zeugnis der neutestamentlichen Texte ist die allgemeine Brüderlichkeit aller Glaubenden grundlegendes Strukturmoment einer christlichen Gemeinde. Und was die verschiedenen Ämter angeht, so gilt: «Was ist denn Apollon? Was ist denn Paulus? Diener sind sie, durch die ihr zum Glauben gekommen seid» (1 Kor 3, 5). Im übrigen geht es

GEMEINDE

Mündigkeit an der Basis: Bedrückende Situation der Bevormundung gleicht kollektiver Neurose – Brüderliche Gleichheit aller grundlegend für Struktur einer christlichen Gemeinde – Ämter werden bei Paulus am Dienen gemessen – Mündige Gemeinden wollen auf ihren Geist, auf Freiheit, Vernunft und aktive Mitverantwortung angesprochen sein – Auch die Weltverantwortung verlangt den mündigen Christen – Rückzug in eine Arche Noah wäre Verrat. *Josef Blank, Saarbrücken*

SOWJETUNION

Sowjetischer Geheimrapport zur Lage der russisch-orthodoxen Kirche: Rechenschaftsbericht für Zentralkomitee der KPdSU von 1975 bringt Art und Ausmaß der Staatskontrolle an den Tag – Analyse des Episkopats nach seiner abgestuften «Loyalität» zum Sowjetsystem – Kaum ein Drittel aller Bischöfe für völlig staatskonform erachtet – Aber Zusammensetzung und Aktivität des Heiligen Synods fest in der Hand der kommunistischen Funktionäre – Zur Situation des Klerus – Nachwuchs in geistlichen Schulen kompensiert nicht die «natürliche Abnahme» – Trotz behördlichen Erfolgszwangs wird die Kirche als «zählebig» bezengt. *Robert Hotz*

RELIGIONSKRITIK

Orientierungshilfe für Christen: Lexikalische Einführung von K.-H. Weger und über fünfzig Fachleuten – Positionen und Argumente der wichtigsten Religionskritiker der letzten 350 Jahre – Spannender Dialog anstelle verängstigter Apologetik – Gemeinsames Grundthema: Konkrete Religion am gelungenen menschlichen Leben messen – Religionspädagogische Relevanz solcher Religionskritik. *Eberhard Rolinck, Münster/Westf.*

KIRCHENSOZIOLOGIE

Personalpolitik in ausgehender Kleruskirche: «Priestermangel» als emotional mißbrauchter Begriff in innerkirchlicher Kontroverse – Soziologie sucht zu erklären und zu differenzieren nach: 1. epochalen Entwicklungen, 2. generationsspezifischen Erfahrungen, 3. aktuellen Krisenlagen – Sozialer Wandel der Neuzeit auf individueller, familiärer und beruflicher Ebene – Generationenbruch liegt an unterschiedlicher Identifizierungschance – 1930–1960: Der Reiz des politischen Widerstands und noch unerwünschter kirchlicher Erneuerung – Kinderreiche Familien bedingten häufigen Kirchenkontakt – Arbeitsteilung und Spezialisierung machen aus Bischof Behördenchef – Laientheologen in kirchlicher Planwirtschaft – Folgen des Handelns und Nichthandelns – Gegen zeitlich und räumlich verengten Traditionsbegriff der bundesdeutschen Kirche. *Gregor Siefer, Hamburg*

KULTURGESCHICHTE

Die Medici im Niedergang: Neunteilige Mammutschau des Europarats in Florenz – Gezeigt wird nicht das geistige und künstlerische Erwachen der Renaissance, sondern die Macht und Prachtentfaltung der Dekadenz – Ist damals wirklich Europa geboren worden? *Klaus Litwan, Sarnen*

um den einen Grund der Gemeinde, um Jesus Christus, an dem auch aller Dienst gemessen wird. Jeder Dienst, sagt Paulus, muß die Feuerprobe des Gerichts bestehen (vgl. 1 Kor 3, 13); das gilt für alle Apostel, also auch für ihre Nachfolger.

INTERESSANT ist nun, daß Paulus seinen Dienst so versteht, daß es dabei darauf ankommt, der Gemeinde zu ihrer eigenen Mündigkeit zu verhelfen. Er ist sehr unzufrieden, wenn es an dieser Mündigkeit hapert, wenn die Korinther sich nicht als Geistesmenschen, sondern noch als rechte Fleischesmenschen verhalten, als unmündige Christen (vgl. 1 Kor 3, 1ff.). Das ist gerade nicht sein Ideal, sondern die traurige Wirklichkeit, mit der er es zu tun hat. Ziel ist für Paulus die Mündigkeit der Gemeinde, ihre Selbstverantwortung und brüderliche Mitverantwortung, die Freiheit des Christenmenschen, die arbeitsteilige und charismatische Gemeinschaft des Leibes Christi. Aufgabe des Amtes ist es, mitzuhelfen und darauf hinzuwirken, daß die Mündigkeit auch richtig funktioniert.

«Nicht als wären wir die Herren eures Glaubens; sondern wir sind die Mitarbeiter an eurer Freude» (2 Kor 1, 24), sagt Paulus von sich selbst. Ebenso sagt der 1. Petrusbrief den «Ältesten», den kirchlichen Amtsträgern und Gemeindeführern: «Weidet die Herde Gottes bei euch und tut diese Aufgabe nicht gezwungen, sondern freiwillig nach Gottes Auftrag, und nicht aus Profitgier, sondern aus Bereitschaft, und nicht wie solche, die in ihrem Bereich sich als Herren aufführen, sondern als Vorbilder der Herde» (1 Petr 5, 2).

Auch ein Nichttheologe kann verstehen, daß in diesen Texten nicht von «Herrschaft» die Rede ist – ganz im Gegenteil. Außerdem bezeichnet noch im 1. Petrusbrief an der zitierten Stelle der griechische Ausdruck *klēros* nicht den Klerus, sondern die Gemeinde, das Kirchenvolk, so daß es wörtlich heißt: «... nicht als wäret ihr die Herren des Kleros», d. h. des Gottesvolkes. Es wäre interessant, der Frage nachzugehen, warum in der Entwicklung der Kirche der Zustand, den Paulus als nicht normal, sondern als eine Notlage empfunden hat, als der Normalfall zur Institution gedieh und das Ideal der «mündigen Gemeinde» als häretisch angesehen wurde.

Was in den paulinischen Texten sichtbar wird, ist in der Tat ein neuartiger Führungsstil, der sich so bestimmen läßt: In der kirchlichen Amtsführung geht es nicht um Herrschaft, sondern um Dienst. In erster Linie geht es um den «Grund», das Fundament der Kirche, um Jesus Christus, von dessen Geist sich alle leiten lassen sollen, Kirchenvolk wie Kirchenleitung. Auch das Kirchenvolk hat als Gemeinde Jesu Christi seinen Geist von Gott bekommen; wir sind nicht so gott- und geistverlassen, wie man das «oben» manchmal anzunehmen scheint. Da stehen nicht Geistträger auf der einen Seite und Geistesbedürftige auf der anderen Seite einander gegenüber; sondern, wenn es da mit rechten Dingen zugeht, *kommuniziert da Geist mit Geist*. Ebenso kann Geistesausfall auf jeder der beiden Seiten vorkommen. Jedenfalls ist der Geist auch bei den Gemeinden, und mündige Gemeinden wollen auf ihren Geist, ihre Freiheit, ihre Vernunft und auf ihre aktive Mitverantwortung hin angesprochen sein. Das sind sie ihrer christlichen Selbstachtung schuldig.

CHRISTLICHER GLAUBE hat, wenn er sich zur Mündigkeit bekennt, seine volle geschichtliche Weltverantwortung wahrzunehmen. Die Bedeutung von «Gaudium et Spes» liegt ja auch darin, daß dort einmal geschichtstheologisch gedacht wurde. Es wurde versucht, die gegenwärtige Gesichtssituation zu analysieren. Das war und ist eine bemerkenswerte Abkehr von der sonst üblichen ungeschichtlichen Betrachtungsweise. In der Tat ist der Ort des Glaubens die geschichtliche Welt, in der wir leben, unsere Zeit, so wie sie ist. Ein zeit- und geschichtsloser Glaube ist nicht denkbar, er ist zumindest einseitig und unvollständig. Glaube bewährt sich in der Annahme der Zeit und ihrer Probleme, im Ja zu den Menschen hier und heute. Wir sind moderne Menschen, Menschen dieses Jahrhunderts, das uns geprägt hat, das wir lieben und akzeptieren. Ich möchte auf diese moderne Welt nicht verzichten zugunsten einer falsch verstandenen Überzeitlichkeit und Ewigkeit; ich will meine Welt von heute ganz in meinen Glauben einbringen, ich will schlecht und recht als Christ von heute leben, nicht von Vorgestern und nicht vom Mittelalter. Die Verketterung der Moderne und der Auf-

klärung, wie sie von einer kleingläubigen, angstbesessenen, pseudochristlichen Kultur- und Gesellschaftskritik betrieben wird, kann uns da wenig helfen. Freilich brauchen wir auch kritische Maßstäbe vom Evangelium und von der Tradition her. Aber letzten Endes geht es darum, unser Glauben, Hoffen und Lieben in diese Zeit einzubringen, damit die Menschen um uns herum etwas davon merken. Darum brauchen wir eine Theologie in der Sprache unserer Zeit; eine Theologie, in der es um unsere Probleme hier und heute geht.

Die Welt aber, in der wir leben, ist inzwischen eine weithin laikale, mündige Welt, im Gegensatz zur klerikal-verkirchlichten Welt des Mittelalters. In dieser Welt ist gerade der «Laie» der eigentliche Fachmann und Hauptverantwortungsträger, während der Kleriker die Rolle des «Laien», des Nichtfachmanns in sehr vielen Bereichen angenommen hat. Auch hier geht es um Mitverantwortung und Dialog. An dieser Stelle liegen noch immer unbewältigte Konflikte und Aufgaben, die sich aus der neuen Rollenverteilung ergeben.

Diese «weltliche Welt» oder «säkularisierte Welt» beruft sich auf ihre Mündigkeit und Selbstverantwortung, und zwar mit Recht. In ihren verschiedenen Bereichen – Wissenschaften, Technologien, Medien, Politik, Wirtschaft – und in ihren verschiedenen Sozialformen, zu denen als eine der wichtigsten Entwicklungen die moderne Frauenbewegung gehört, verlangt die «moderne Kultur» insgesamt den mündigen Menschen, der zur Mitverantwortung und Mitgestaltung dieser Welt bereit ist. Jeder, der heute als Handelnder oder Denkender in der modernen Gesellschaft tätig sein will, kann das im Grunde nur, wenn er in irgendeinem Bereich eine echte gesellschaftliche Mitverantwortung übernimmt. «Das Prinzip Verantwortung», wie der Titel eines bemerkenswerten jüngst erschienenen Buches des jüdischen Philosophen *Hans Jonas* lautet, dürfte ein wesentliches Merkmal für alles soziale Handeln in unserer Welt werden. Deshalb muß auch christliches Handeln in dieser Welt, will es wirksam werden, diese Grundbedingung gesellschaftlichen Handelns akzeptieren. Wir haben uns als Christen auf diese Bedingungen einzulassen, wenn unsere Sorge um den Menschen, unsere Motive und unsere Kritik wirksam eingebracht werden soll.

AUCH DIE AMTSKIRCHE kann an diesen Bedingungen nicht vorbeigehen. Gegenüber der modernen Welt – die wir schließlich ja selber sind – kommt auch sie mit einer zentralistischen, bürokratischen Monarchie, mit einem patriarchalistisch-autoritären Führungsstil, mit einseitigen Verordnungen und Befehlen von oben nicht mehr durch. Dieser Leitungsstil erweist sich, wie wir das täglich erleben, den anstehenden Aufgaben und menschlichen Problemen gegenüber faktisch nicht mehr gewachsen. Es genügt nicht mehr, sich nur auf Rechte und Vollmachten zu berufen; darum geht es ja gar nicht. Es geht vielmehr darum, diese legalen Vollmachten auch in überzeugende Handlungskompetenzen umzusetzen und als sinnvoll und hilfreich zu vermitteln. Wenn ein Christ an der Basis das Gefühl hat, daß Aussagen und Handlungsanweisungen höchster kirchlicher Amtsstellen ihm für sein normales menschliches Leben nichts mehr helfen, wenn sie für seine eigenen Entscheidungen, für Bildung, soziale Gerechtigkeit, politische Aufgaben usw. nichts austragen, dann wird er zur Tagesordnung übergehen. Dann interessiert ihn, wie die jüngsten Statistiken belegen, der ganze Kirchenkram nicht mehr. In dieser Hinsicht wird Mündigkeit und Selbstverantwortung schon lange praktiziert, nämlich überall dort, wo der kirchliche Machtapparat nicht hinreicht.

Mündigkeit der christlichen Gemeinden und der einzelnen Christen – das ist, so möchte ich abbrechend, nicht abschließend sagen, kein Luxus, den sich ein paar Utopisten haben einfallen lassen; das ist vielmehr eine Lebensfrage für das Christentum in unserer Gesellschaft. Daß diese Lebensfrage begriffen und aufgegriffen wird, dazu möge Gott uns helfen.

Josef Blank, Saarbrücken

Geheimbericht zur Lage der russisch-orthodoxen Kirche

Die Zeitschrift *Westnik* (Bote der russischen christlichen Bewegung), welche in russischer Sprache in Paris erscheint, veröffentlichte in ihrer 130. Nummer (1979) Teile aus dem – vertraulichen – Rechenschaftsbericht, den *W. Furow*, stellvertretender Vorsitzender des sowjetischen *Rats für Angelegenheiten der Religion*, an die Mitglieder des Zentralkomitees der KPdSU gerichtet hatte. Im folgenden bieten wir eine kommentierte Zusammenfassung des Dokuments und geben einige wichtige Passagen in eigener Übersetzung aus dem Russischen wieder. Unser Kommentar trägt der Tatsache Rechnung, daß der erst jetzt publik gewordene Bericht aus dem Jahre 1975 stammt, und führt einige Angaben bis in die Gegenwart weiter.

Dieses Dokument offenbart mit erschütternder Deutlichkeit, wie sehr das *Moskauer Patriarchat* von den Organen der Staatsmacht in einer beinahe totalen Abhängigkeit gehalten wird. Gleichzeitig straft dieser offizielle Bericht auch die eigene Propaganda von der angeblich bestehenden Trennung von Kirche und Staat Lügen.

Der Episkopat

«Der Episkopat ist eines der wichtigsten Leitungsorgane der russisch-orthodoxen Kirche, (ohne dessen Willen Priester und Diakone nichts ausführen)», so heißt es in der Einführung. «Das Bischofsamt genießt als eine besonders hohe Stufe der kirchlichen Hierarchie auch jetzt eine große Macht in der russisch-orthodoxen Kirche. Dennoch gilt es im Auge zu behalten, daß der Episkopat unter den neuen sozialen Bedingungen im Sowjetstaat vieler einstiger Privilegien verlustig gegangen ist und seine Tätigkeit von den durch die Gesetzgebung über die religiösen Kulte bestimmten Schranken begrenzt wird. In der Praxis vollzieht der Diözesanbischof derzeit die Weihe und Ernennung von Priestern und Diakonen für die Pfarreien nach Absprache mit dem Bevollmächtigten des Rates und auf Bitten des Ausführungsorgans der religiösen Gemeinschaft. Zudem leitet er die liturgische Aktivität der Geistlichkeit in der Diözese.

Daneben gilt es nichtsdestoweniger in Rechnung zu ziehen, daß die Geistlichkeit und viele Gläubige die Bischöfe als Stellvertreter Gottes auf Erden und geistliche Vorsteher der Herde sehen und bestrebt sind, deren Belehrungen und Anweisungen widerspruchslos auszuführen. Folglich hat das Studium der Zusammensetzung und der Tätigkeit des Episkopats, die Organisation von politischer Arbeit mit ihm und vor allem die Erziehung zu einer richtigen Einstellung gegenüber den sowjetischen Gesetzen über die Kulte für den Staat eine große Bedeutung.»

Sorgfältig analysiert der Bericht den Bildungsstand, die Altersstruktur (der Durchschnitt liegt bei 50 Jahren) und die Amtsdauer (hier liegt der Durchschnitt bei 12 Jahren) der Bischöfe. (1974 hatten nur knappe zwei Drittel der Diözesanbischöfe eine höhere theologische Ausbildung. Inzwischen hat sich dieses Verhältnis gebessert.) Genüßlich vermerkt der Rapport, daß sich die Zahl der Diözesen von 73 im Jahre 1960 auf 67 im Jahre 1974 vermindert habe. Zu diesem Zeitpunkt waren übrigens nur 58 Bischofssitze ordnungsgemäß besetzt. (Inzwischen haben die meisten der verwaisten Diözesen wieder einen Ortsbischof erhalten.)

Besonders interessant ist die Klassierung der Bischöfe in drei Gruppen, und zwar aus der Sicht ihrer Nützlichkeit für den Sowjetstaat.

► Die *erste Gruppe* bilden jene «Diözesanbischöfe, welche in Wort und Tat nicht bloß Loyalität, sondern auch Patriotismus gegenüber der sozialistischen Gesellschaft beweisen, wobei sie die Gesetze über die Kulte genau beobachten und in diesem Geiste auch Pfarrgeistlichkeit und Gläubige erziehen. Diese Bischöfe anerkennen tatsächlich, daß unser Staat an einer Zunahme der Rolle von Religion und Kirche in der Gesellschaft nicht interessiert ist. Und sie entfalten, weil sie das begreifen, keine besondere Aktivität zur Ausweitung des

Einflusses der Orthodoxie bei der Bevölkerung.» Es folgen 17 Namen, unter denen sich die Spitzen der heutigen Kirchenleitung befinden: Patriarch *Pimen*; der kirchliche «Innenminister», Metropolit *Alexi* von Tallin; der Leiter des kirchlichen Außenamtes, Metropolit *Juvenali*, und der Verantwortliche für die kirchlichen Publikationen, Erzbischof *Pitirim* von Wolokolamsk.

► Der *zweiten Gruppe* werden jene Diözesanbischöfe zugerechnet, «welche dem Staat gegenüber eine loyale Position einnehmen, sich hinsichtlich der Gesetze über die Kulte richtig verhalten und diese beobachten, aber in ihrer täglichen administrativen und ideologischen Tätigkeit eine Aktivierung der Kultdiener und der aktiven Kirchenmitglieder anstreben. Diese Bischöfe treten für eine Verstärkung der Rolle der Kirche im persönlichen, familiären und gesellschaftlichen Leben mittels modernisierter oder traditioneller Konzeptionen, Ansichten und Handlungsweisen ein. Sie sammeln junges Volk, eifrige Verfechter orthodoxer Rechtgläubigkeit, für das Priesteramt.» 23 Hierarchen finden namentliche Erwähnung und gelten, aller Loyalität zum Trotz, wegen ihres seelsorglichen Einsatzes als verdächtig.

Unter den in dieser Gruppe aufgeführten Bischöfen findet sich auch der 1978 in Rom verstorbene Metropolit *Nikodim* von Leningrad, welcher im Westen gelegentlich als kommunistischer Agent verleumdet worden war. Auch Nikodims Nachfolger auf dem Leningrader Metropoliansitz, *Antoni* (zuvor Erzbischof von Minsk), und der Kiewer Metropolit *Filaret* sind hier verzeichnet.

► Schließlich gibt es noch jene *dritte Gruppe* von Diözesanbischöfen, die dem Regime unangenehm aufgefallen sind. «Dies ist jener Teil des Episkopats, bei dem sich zu verschiedenen Zeiten Versuche zeigten und zeigen, die Gesetze über die Kulte zu umgehen. Einige davon sind religiös konservativ, andere sind fähig, die Situation in den Diözesen zu verfälschen und die Beziehungen der Staatsorgane zu ihnen zu komplizieren. Bei den dritten sind Versuche zur Bestechung der Bevollmächtigten sowie Verleumdungen derselben und der Beamten der örtlichen Behörden festzustellen.» In dieser Kategorie werden 17 Hierarchen zusammengefaßt.

Beinahe entschuldigend wird auf die Beschränktheit solcher Typologie hingewiesen, aber den *Rat für religiöse Angelegenheiten* interessiere eben vor allem «der politische Aspekt: Wie sich der Episkopat zum Sowjetstaat, seiner Innen- und Außenpolitik und zu den Gesetzen über die Kulte verhalte, sowie welches die religiöse Aktivität der Bischöfe» sei. Des weiteren werden eine Reihe von Berichten und Informationen wiedergegeben, anhand derer die vorgenommene Einteilung einzelner Hierarchen gerechtfertigt wird.

Zu allem Überflus wird am Ende des Kapitels über die Bischöfe auch noch bemerkt: «Der Rat für religiöse Angelegenheiten besitzt über jeden Bischof eine Vorstellung. Wir erhalten systematisch Charakteristiken über sie von den Bevollmächtigten. Es wurde eine Reihenfolge aufgestellt, nach welcher die Leiter der Diözesen, wenn sie alljährlich mit ihren Rechenschaftsberichten ins Patriarchat kommen, auch beim Rat vorsprechen. Es wird ein ausführliches Gespräch mit ihnen geführt. Aufgeklärt werden die innere Einstellung sowie die Lage der Dinge in der Diözese.»

Doch obwohl die Bischöfe ständig kontrolliert und bespitzelt werden, muß man aus dem Bericht die Schlußfolgerung ziehen, daß die Mehrzahl von ihnen noch immer den Mut besitzt, sich ihrer Aufgabe zu widmen. Über zwei Drittel der russischen Hierarchen suchen nach Einschätzung des Rates für religiöse Angelegenheiten, der es eigentlich wissen mußte, ihrer Kirche wirklich zu dienen. Dies ist aber bei der gegebenen Situation geradezu ein Kompliment!

Der Heilige Synod

Wie stark die kommunistische Einflußnahme auf die kirchliche Administration ist, macht der vorliegende Bericht ebenfalls deutlich. Formell liegt die Leitung der russisch-orthodoxen Kirche in der Hand des Patriarchen, zusammen mit dem *Hl. Synod*, der aus sechs ständigen Mitgliedern (normalerweise sind dies die Inhaber der wichtigsten Metropoliansitze) und zwei Bischöfen, die halbjährlich ad hoc bestimmt werden, besteht.

Kurz und bündig heißt es im Rapport: «Der Synod befindet sich unter der Kontrolle des Rats. Die Frage der Auswahl und Zusammensetzung seiner ständigen Mitglieder war und bleibt vollkommen in den Händen des Rats. Die Kandidaturen der zeitweiligen Mitglieder werden ebenfalls vorher mit den verantwort-

lichen Funktionären des Rats abgesprochen. Alle Fragen, welche der Synod zu behandeln hat, werden zuvor von Patriarch Pimen und den ständigen Mitgliedern des Synods mit der Leitung des Rats und in dessen Sektionen vereinbart und auch die abschließenden «Verfügungen des Hl. Synods» abgesprochen.»

Und an anderer Stelle lesen wir: «Der Rat und seine Bevollmächtigten in den örtlichen Organisationen widmen nicht nur dem Studium der Zusammensetzung und Tätigkeit des Hl. Synods, sondern auch dem breiten Kreis des Episkopats eine ständige und unablässige Aufmerksamkeit. Keine einzige Bischofsweihe, keine einzige Versetzung wird ohne sorgfältige Überprüfung durch die Mitarbeiter des Rats, die mit den Bevollmächtigten, den örtlichen Organen und den interessierten Organisationen eng zusammenarbeiten, durchgeführt.»

Wie sich solches Vorgehen mit der durch die sowjetische Verfassung garantierten Trennung von Kirche und Staat vereinbaren läßt, bleibt wohl auch eines der streng gehüteten Geheimnisse des Sowjetregimes. Zieht man alle Kontrollmaßnahmen und Eingriffe des Rats für religiöse Angelegenheiten in Betracht, so kann es nur erstaunen, daß dessen Verantwortliche in ihrer Bilanz letztlich kaum einen Drittel aller Bischöfe für völlig staatskonform erachten. Man fühlt sich an den Ausspruch des Apostels *Paulus* erinnert: «Der die Herzen erforscht, der weiß» (Röm 8, 27).

Zur Situation des Klerus

Der Geheimbericht des Rats für religiöse Angelegenheiten an die Mitglieder des Zentralkomitees der KPdSU befaßt sich besonders eingehend mit dem Klerus der russisch-orthodoxen Kirche. Dabei wird aus dem publizierten Zahlenmaterial erschreckend deutlich, welchen Aderlaß die Kirche in der Zeit der Verfolgung unter *N. S. Chruschtschow* hinnehmen mußte. Offenkundig wird aber auch die Überalterung der Geistlichkeit und der damit verbundene ständige Rückgang der Gesamtzahl. Allerdings wird nirgends gesagt, daß es den Seminarien nicht an Bewerbern fehlte (in den letzten Jahren kamen auf einen Studienplatz rund fünf Kandidaten) und daß die unzureichende Zahl von Seminaristen auf die durch das Regime verfügte Zulassungsbeschränkung zurückzuführen ist. Allerdings hat sich seit Abfassung des Berichts im Jahre 1975 insofern einiges geändert, als 1978 die Zulassungsquoten der drei Geistlichen Seminarien um bis zu 50 Prozent erhöht wurden, was allerdings den altersbedingten Verlust an Priestern noch immer nicht wettzumachen vermag.

Einleitend verweist der Bericht auf die Abhängigkeitsverhältnisse im Pfarrdienst. «Der Pfarrklerus (Priester, Diakone und Vorbeter) befindet sich in direkter Abhängigkeit zum Amt, das er auf der hierarchischen Stufenleiter bekleidet. Er untersteht unmittelbar dem Diözesanbischof, aber gleichzeitig steht er im Dienst der religiösen Gemeinschaft und schließt einen Arbeitsvertrag mit deren Ausführungsorgan. Die Kultdiener predigen die Glaubenslehre und üben einen unmittelbaren Einfluß auf die Gläubigen aus. Von ihnen hängt bekanntermaßen die Art der Religiosität bei der Bevölkerung und deren Geistesverfassung ab, ebenso aber auch die Ansichten der Laien über die sie umgebende Wirklichkeit und das Verhältnis der Gläubigen zu den aktuellen Fragen der Gegenwart.» Wie man sieht, mißt der Rat der Aktivität des Pfarrklerus große Bedeutung bei. Gleichzeitig wird auch erwähnt, daß die Kommunisten durch persönliche Gespräche versuchen, die Geistlichen in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Was nun das Zahlenmaterial anbelangt, so ergibt sich daraus, daß zwischen 1961 und 1974 der Bestand an Priestern und Diakonen um rund 30 Prozent zurückging. Zählte die Kirche 1961 noch 8252 Priester, so waren es 1974 nur noch 5994. Und der Verfasser prognostizierte – ungeachtet aller Neuzugänge – eine weitere Verminderung von jährlich 66 Geistlichen (davon sieben Diakone). Selbst durch die inzwischen erfolgte Erhöhung

der Seminarzulassungen kann die zahlenmäßige Verminderung kaum völlig aufgehoben werden. Dieser Schluß ergibt sich aus der Altersstruktur der Priester im Jahre 1974. Nur 20,3 Prozent waren jünger als 40 Jahre. In der folgenden Altersstufe bis 60 waren es 31,2 Prozent, während die Priester über 60 Jahre 48,5 Prozent ausmachten. Und auf 7062 Kirchen kamen nur 5994 Priester.

Es dürfte keineswegs übertrieben sein, wenn *W. Furow* in seinem Rapport behauptet, daß die Nachwuchskrise die Bischöfe beunruhige. Deshalb zögen es auch manche Bischöfe vor, lieber theologisch ungebildete, wenn auch aktive Laien zu Priestern zu weihen, als Kirchen zu schließen. Tatsächlich zeigt die Statistik über den theologischen Bildungsstand der Geistlichen, daß insgesamt nur 57,6 Prozent der Priesterschaft ein Geistliches Seminar und 18 Prozent davon auch noch eine der beiden Geistlichen Akademien in Sagorsk oder Leningrad besucht hatten. 42,4 Prozent «hatten keinerlei theologische Vorbereitung» (d. h. zumindest keine ausreichende).

Der Bericht jedoch meint im Anschluß an dieses Zahlenmaterial: «Und dennoch ist die Geistlichkeit in ihrer großen Masse ein erfahrener ideologischer Gegner. Sie besitzt eine vieljährige Praxis in der Bearbeitung der Gläubigen, versteht es auf diese einzuwirken und zu predigen. Es gilt auch im Auge zu behalten, daß die bedeutenden Stadtpfarreien gewöhnlich von Priestern mit höherer theologischer Bildung versorgt werden. Die Leiter der Diözesen erhöhen deren Autorität auf jede Weise. Nicht selten ernennen sie diese zu Dekanen der Kirchen und zu Pröpsten und spornen sie durch kirchliche Auszeichnungen an.»

Die Einschätzung des Klerus aus der Sicht des Amtes für religiöse Angelegenheiten wirkt oft seltsam widersprüchlich. «Die heutige Geistlichkeit ist eine eigenständige Kaste, deren Prestige in den vergangenen Jahren nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch bei den Gläubigen sank. Und nichtsdestoweniger ist diese Kaste noch immer fähig, die religiöse Weltanschauung zu prägen, indem sie den blinden Glauben an Gott aufrechterhält und Mystik verbreitet. Zur Ausrüstung der Kultdiener gehören nicht bloß die «heiligen» Bücher und Werke der «Kirchenväter», sondern auch zeitgenössische theologische Literatur, welche eine Anleitung zu allen Fragen des seelsorglichen Dienstes und des Zuganges zum gläubigen Menschen beinhaltet.»

Wenig begeistert zeigten sich die kommunistischen Verantwortlichen über die Tatsache, daß die Priesterseminaristen auch mit der Psychologie der Gläubigen vertraut gemacht werden, um zu «Formen und Methoden einer differenzierteren religiösen Propaganda» zu kommen.

Hingegen wurde dem Klerus in seiner Mehrheit Loyalität gegenüber dem Sowjetstaat und seinen Gesetzen bescheinigt. Die Zeiten, wo die Geistlichkeit von den Kommunisten einfachhin als Staatsfeind betrachtet wurde, scheinen der Vergangenheit anzugehören. Allerdings notierte der Bericht eine Reihe von kritischen Einzelstimmen (wie diejenige des inzwischen verhafteten Priesters *D. Dudko*) oder von Zusammenstößen zwischen Priestern und Lokalgrößen.

Ein weniger bekanntes Detail, auf das *W. Furow* ebenfalls eingeht, ist die innerkirchliche Kritik an der Priesterschaft. Bischof *Feodosi* von Ufa beklagte sich beispielsweise beim Patriarchen unter anderem über den Alkoholismus, das leichtfertige Leben und die mangelnde Pflichterfüllung gewisser Pfarrer. Außerdem findet sich die Behauptung des Geistlichen *M. W. Schurkowski* wiedergegeben, der gesagt haben soll: «Die Mehrzahl unserer Priester sind Ungläubige. Der Gott, den sie verehren, ist der Rubel. Für diesen «Gott» sind sie bereit, die eigene Mutter zu verkaufen.»

Die politischen Schlußfolgerungen des Amtes für religiöse Angelegenheiten gipfeln in dem kaum sehr vielsagenden Satz, «daß der Klerus der russisch-orthodoxen Kirche, auch wenn er loyal zur Sowjetmacht steht, eine Körperschaft bleibt, deren Ideologie mit unserer (marxistisch-leninistischen, A. d. Ü.) Weltanschauung unvereinbar ist».

Die Ausbildung in den geistlichen Schulen

Gleich zu Beginn dieses Abschnitts wird die Tatsache festgehalten, daß die Heranbildung von Kultdienern «in keiner Weise die natürliche Abnahme der Geistlichkeit» kompensiere. Seit unter *Chruschtschow* fünf *Priesterseminarien* der russisch-orthodoxen Kirche geschlossen wurden, bestehen auf dem Gebiet der Sowjetunion nur drei Ausbildungsstätten für den Priesternachwuchs des Moskauer Patriarchats, nämlich in *Moskau* (genauer gesagt in *Sagorsk*), *Leningrad* und *Odessa*. Im Schuljahr 1974/75 studierten insgesamt 408 Seminaristen an diesen drei geistlichen Lehranstalten. Für die höhere theologische Ausbildung bestehen zudem noch zwei *Geistliche Akademien* in *Moskau* (*Sagorsk*) und *Leningrad*. Diese zählten im genannten Schuljahr 158 Studenten. Sowohl an den Seminarien wie auch an den Geistlichen Akademien umfaßt der volle Studienzyklus vier Jahre.

1974 schlossen an den Seminarien und den beiden Akademien 131 Studenten ihre Studien ab. Davon wurden jedoch nur 78 in den Pfarrdienst eingesetzt. Ausdrücklich vermerkt der Rapport, daß die Absolventen der Seminarien und Geistlichen Akademien stets danach streben, Pfarreien in den Städten und Bezirkszentren zu bekommen, daß sie hingegen keine Landpfarreien übernehmen wollen.

Diese Zahlen und Fakten vermitteln aber ein unzureichendes Bild, sofern man nicht auch noch die Zahlen jener miteinbezieht, die in Fernkursen am Seminar und der Geistlichen Akademie von Moskau studieren, denn dies ist die Mehrzahl. 1973/74 waren immerhin 510 Studenten für den *Fernkurs* eingeschrieben, doch für die Examen meldeten sich – wie der Bericht ausdrücklich hervorhebt – sogar 535 Teilnehmer. Im Fernkurs beendeten 1974 45 Studenten das Seminar, 19 die Geistliche Akademie.

Als Besonderheit existiert auch noch eine dreijährige *«Aspirantur»* an der Geistlichen Akademie Moskau, welche Personen für den Dienst im Ausland vorbereitet. 13 Auserwählte besuchten 1973/74 diese Sonderkurse.

Natürlich versäumt es der Rat für religiöse Angelegenheiten nicht, über den Lehrplan auf die patriotische Erziehung des Klerus Einfluß auszuüben. Der Lehrkörper der geistlichen Ausbildungsstätten muß sich in dieser Hinsicht noch eine zusätzliche Schulung gefallen lassen.

Zum Auswahlprinzip der Studenten heißt es wörtlich: «Die Bevollmächtigten des Rates ergriffen wie in den vorangegangenen Jahren in enger Zusammenarbeit mit den örtlichen Organisationen Maßnahmen zur Nichtzulassung von Fanatikern, Extremisten und psychisch Kranken zu den geistlichen Schulen.» Der Willkür der Behörden sind dabei praktisch keine Grenzen gesetzt. Die folgende Aussage mag hierfür den Beweis liefern:

«Der Rat ergriff Maßnahmen, welche Eintritte in die geistlichen Lehranstalten aus den westlichen Gebieten der Ukraine beschränken. Er durchkreuzt Versuche von Personen, welche unerwünschte Einflüsse ausüben, in die Schar der Studenten einzudringen.»

Es ist ein offenes Geheimnis, daß sich ein beachtlicher Teil des derzeitigen Priesternachwuchses gerade aus jenen Gebieten der Westukraine rekrutiert, die während Jahrhunderten kirchlich mit Rom verbunden waren. Es ist dort auch noch nicht vergessen worden, wie die mit Rom *unierte ukrainische Kirche* des byzantinischen Ritus 1946 von den Sowjets unterdrückt und zwangsweise dem Moskauer Patriarchat eingegliedert wurde. Die Tatsache spricht für sich, daß das Sowjetregime noch immer den «unierten» und «nationalistischen» Einfluß der Westukrainer fürchtet. Hier ist offensichtlich «Ökumene» für die sowjetische Politik nicht opportun.

«Die Kirche ist sehr zählebig»

So düster sich auch das von *W. Furow* gezeichnete Bild der Kirche im vorliegenden Bericht präsentiert, es fehlt dabei doch nicht an Lichtblicken. Es gilt in Rechnung zu ziehen, daß es sich beim vorliegenden Rapport um einen *Rechenschaftsbericht* des Rats für die Angelegenheiten der Religion handelt, der verständlicherweise die eigenen Erfolge hervorzuheben sucht. Trotzdem läßt sich an verschiedenen Stellen des Berichts die Tatsache her-

auslesen, daß sich manche Bischöfe und Priester durchaus nicht immer der äußeren Gewalt einfachhin beugen. Die Klage über geheime Taufen ist nur eines dieser Beispiele.

Und was die wirklich bedrängende Nachwuchskrise der Geistlichkeit anbelangt, so meint selbst *W. Furow*, dies könne die Kommunisten noch in keiner Weise beruhigen. Wörtlich erklärt er: «Die Kirche ist sehr zählebig. Sie findet die Unterstützung der Gläubigen, der aktiven Mitglieder. Selbst ihre höchsten Amtsträger, der Episkopat, schlafen nicht. Es wird alles getan, um die Einstellung der Gottesdienste in den Kirchen zu unterbinden und Leute zu finden, welche die Riten vollziehen, die Gottesdienste leiten könnten.»

Der Rat für religiöse Angelegenheiten sucht damit indirekt die Notwendigkeit seiner Weiterexistenz zu rechtfertigen. Aber ist es nicht ein Armutszeugnis für ein Regime, wenn es einen solchen immensen Machtapparat braucht, um eine Kirche in Schach zu halten?

Robert Hotz

Religionskritik für Christen

Wachsendes Interesse für religionskritisches Denken regt sich bei vielen Christen. Nachdenklich geworden durch Erfahrungen mit der eigenen Religion wie durch das überraschende Auftauchen neuer religiöser oder pseudoreligiöser Gruppen in unserer Gesellschaft, suchen sie Kriterien zur «Unterscheidung der Geister» auch bei klassischen und zeitgenössischen Religionskritikern. Sehr gute Orientierungshilfe bietet ihnen eine originelle Neuerscheinung. *Karl-Heinz Weger*, Leiter des «Instituts für Fragen der Religionskritik» an der Hochschule für Philosophie der Jesuiten in München, hat eine lexikalische Einführung in die neuzeitliche und moderne Religionskritik herausgegeben.¹

Positionen und Argumente der 93 wichtigsten religionskritischen Autoren der letzten 350 Jahre, von Locke und Spinoza bis zu Habermas und Berger, werden von 53 Wissenschaftlern (von denen eine ganze Reihe den Lesern der «Orientierung» bekannt sind) in kurzen und meist sehr informativen Artikeln behandelt. Den «Klassikern» der Religionskritik wird mit Recht eine ausführlichere Darstellung zuteil. Damit sich ein geistesgeschichtlicher Zusammenhang herstellt, wurden neben den ausgesprochen atheistischen Autoren auch solche (religions-)philosophischen Denker aufgenommen, deren ursprünglich gar nicht atheistisch gemeinte Argumente vom Atheismus vereinnahmt wurden, was z. B. für Kant gilt. Ausgeklammert bleibt dagegen die «interne» theologische Religionskritik (von Barth und Bonhoeffer bis zur «politischen Theologie» unserer Tage). Sie kommt nur indirekt an den wenigen Stellen zur Sprache, wo religionskritische Thesen als ideologiekritisches Handwerkszeug aufgenommen und theologische Konsequenzen daraus gezogen werden.

Religion: im Dienst der Humanität?

Der Stil der Auseinandersetzung ist bezeichnend für die heutige Situation: keine verängstigte Apologetik mehr, die sich das Verständnis für religionskritisches Denken verschließt durch hastige Suche nach Gegenargumenten; statt dessen fast durchgehend ein entspannter Dialog kritisch denkender Christen mit atheistischen oder agnostischen Intellektuellen. Deren oft gute Gründe für ihre Kritik können deshalb auch da noch bedenkenswert bleiben, wo sie selbst die Möglichkeiten der Kritik überschätzen, sie sozusagen «überreizen» zu einer umfassenden Theorie der Religion mit dem Anspruch auf endgültige Entlarvung und Widerlegung der Religion, wo Kritik also übersieht, daß sie nicht die Wahrheit ist, sondern nur in deren Namen spricht. Solche Selbstüberschätzung ist oft ein Selbstmißverständnis des Religionskritikers, der vergißt, daß seine Kritik im Ansatz nicht umfassende Theorie ist, sondern praxisgebundene partielle Kritik ganz konkreter Entfremdungsphänomene im Bereich institutionalisierter Religion.

¹ Karl-Heinz Weger (Hrsg.), *Religionskritik von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Autoren-Lexikon von Adorno bis Wittgenstein* (Herderbücherei 716), Freiburg 1979, 320 S., DM 12,90.

Jedenfalls ist das der Eindruck, der sich bei kontinuierlicher Lektüre dieses Bändchens einstellt. Der vielstimmige und durchaus nicht harmonische Chor der Religionskritiker scheint ein gemeinsames Grundthema zu haben. Ich meine es in dem immer wiederkehrenden Versuch zu erkennen, konkrete Religion daran zu messen, ob sie im Dienst der Humanität oder der Entfremdung steht, ob sie funktional für gelungenes menschliches Leben ist. Gewiß, die verneinende Antwort auf diese Frage wird oft genug zur totalen Disqualifizierung der Religion überhaupt. Aber am Anfang steht doch die berechtigte Frage nach der anthropologischen Funktion der Religion, zumeist angestoßen durch die Erfahrung der Dysfunktionalität entfremdeter und entfremdender Religion.

Kant und Fichte, die Gott ganz in die Selbsterfahrung der praktischen Vernunft hineinnehmen, bereiten die anthropologische Funktionalisierung vor. Feuerbachs Religionskritik, die späteren die Kategorien liefert, ist bereits durch und durch anthropologisch motiviert. Er will den wahren Humanismus heraufführen, indem er die an den Himmel verschleuderten verborgenen Schätze des Menschen (ähnlich formuliert auch schon der junge Hegel) wieder als menschliche erkennbar macht: durch anthropologische Interpretation der Inhalte der Religion. Marx will die gesellschaftliche Dysfunktionalität der Religion aufdecken, er betreibt Religionskritik als Ideologiekritik des bürgerlichen Christentums. Beide erheben den Anspruch, damit Religion schlechthin zu durchschauen. Spätere marxistische Philosophen werden hier differenzierter. Bloch entdeckt als Religionskritiker auch subversive und revolutionäre Elemente in der Religion. Horkheimer sieht in ihr die Wünsche, Sehnsüchte und Anklagen zahlloser Generationen niedergelegt, ein antipositivistisches Potential, das es zu retten gilt, auch wenn bürgerliche Religion nicht mehr zu retten ist.

Antipositivistisch orientiert ist die Religionskritik auch beim späten Wittgenstein und bei Popper, die Mißverständnisse der Eigenart religiöser Sprache aufklären und damit die dogmatische Intoleranz religiöser Autoritäten kritisieren, welche aus dem Zusammenhang des «religiösen Sprachspiels» gelöste absolute Wahrheiten mit Denkverboten absichern wollen. Daß dieser Versuch in der modernen Gesellschaft keine Chance mehr hat, wird bei den (Wissens-)Soziologen deutlich (Durkheim, Weber, Mannheim, Berger, Luckmann). Sie zeigen nämlich, daß die Religion ihre anthropologische Funktion der Sinnorientierung und Stabilisierung in der dialektischen Beziehung von Individuum und Gesellschaft nur in enger Interdependenz mit dem gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß ausüben kann,

der als Säkularisierungsprozeß die Religion schließlich vor die Alternative stellt, entweder ihre Gestalt zu ändern oder ihre Funktion zu verlieren. Das Erlernen des religionskritischen Handwerks kann den Religionen helfen, ihre Überlebenschance weder in kritikloser Anpassung an die Trends der modernen Gesellschaft zu sehen noch in rigoroser Verhärtung, die ins Getto führt, sondern ihre Identität in schöpferischer Ungleichzeitigkeit zur modernen Gesellschaft zu bewahren.

Selbstkritische Identitätssuche

Die Voraussetzung dafür ist die Identität des religiösen Individuums. Über ihre Bedingungen ist einiges aus der psychoanalytischen Religionskritik (Freud, Jung, Fromm, Mitscherlich) zu lernen. Für die Theologie ist sie besonders wichtig, weil sie vom Subjekt her denkt und deshalb der anthropologischen Funktion der Religion sowie den Ursachen und Folgen religiöser Entfremdung näher kommt als andere Methoden. Das religionskritische Kriterium – Religion im Dienst gelungenen menschlichen Lebens – erweist hier seine Fruchtbarkeit im Aufdecken und Analysieren neurotischer Religiosität. Ebenso deutlich stößt die Religionskritik aber auch hier an ihre Grenzen, wenn sich zeigt, daß die Psychoanalyse zwar neurotische Fixierungen auflösen, religiöse Symbolik aus der Erstarrung zum Klischee befreien, und damit den Weg zu neuer religiöser Erfahrung freimachen kann, aber diese selbst eben nicht ersetzen und an deren Stelle treten kann.

Religionskritik, in ihrem Ursprung als partielles Kritisieren konkreter Religion an Praxis gebunden, ist auch in ihrem Ziel nur sinnvoll und notwendig als praktische, als Dienst an lebendiger und unverfälschter religiöser Praxis. Insofern sollte sie nicht nur Gegenstand philosophischer und theologischer Reflexion sein, sondern unter die Lernziele religiöser Erziehung aufgenommen werden. Zu den Grundproblemen der Religionspädagogik gehört heute eben die Frage, wie religiöse Identitätshilfe mit selbstkritischer Reflexion verbunden werden kann, damit sie nicht vor lauter Stabilisierung zum einengenden Korsett wird. Die Lösung wird in einer lebendigen Kommunikationsgemeinschaft zu suchen sein, in der die Fähigkeit zu praxisbezogener Religionskritik gelernt werden kann, weil Kritik hier weder pauschal abgewiesen noch zur erfahrungsfernen Theorie gemacht wird und das religiöse Individuum weder kritiklos noch orientierungslos bleibt. Wegers dialogisch orientiertes Religionskritik-Lexikon kann als ein Schritt auf dem Weg begrüßt werden, auf dem der Ort der Religionskritik in der religiösen Praxis gefunden werden kann.

Eberhard Rolinck, Münster/Westf.

Im Spannungsfeld von Kirchenstruktur und sozialem Wandel

Geschichtliche und aktuelle Überlegungen eines Soziologen zur kirchlichen Personalpolitik

Wie hierzulande (wir haben vornehmlich die Bundesrepublik Deutschland vor Augen) auch eine breitere Öffentlichkeit mit Interesse und Verwunderung verfolgt, nehmen in letzter Zeit die Konflikte zu, in die kirchliche Amtsstellen mit ihrem «Personal» – Priestern wie Laien – verwickelt werden. In der Phase des ausgehenden Pontifikats Pauls VI. schien die Amtskirche noch um eine gewisse «Balance» besorgt zu sein: Zögernd und vorsichtig zwar, war man bemüht, Abweichungen von den im Gefolge des Vaticanum II gesetzten Normen auch dann zu maßregeln, wenn die Abweichung im strikten Beharren auf dem *status quo ante* (dem, was vor dem Konzil galt) bestand. Neuerdings überwiegen aber deutlich die «Fälle», in denen sich das amtlich getadelte Abweichen von der Norm eher im Suchen nach neuen Formen und Formulierungen äußert.

Wenn man einmal von der quantitativ schwer abschätzbaren Gruppe derer absieht, die sich das ganze Problem mit dem Hinweis vom Halse halten, daß sich Theologen immer gezankt hät-

ten, dann haben sich im Laufe der Jahre recht lautstark zwei Gruppierungen herauspolarisiert, die die verschärfte Konfliktsituation ganz unterschiedlich ansehen,

► *entweder* als eine Re-ghettoisierung, einen Rückfall in die vorkonziliare Zeit, eine verschreckte Preisgabe all der Gedanken, Positionen und «Neuerungen», die die Kirche erst zu einer Kirche von und für Menschen dieser unserer Gegenwart gemacht haben,

► *oder* als das endlich realisierte «Durchgreifen» jener Institution, die mit Zucht und Ordnung allein noch zu retten vermag, was unter den Liberalisierungswellen der letzten Jahrzehnte schon weitgehend weggeschwemmt und zerstört ist – Sitte, Moral, Tradition, so daß es kaum mehr etwas gibt, «woran man sich halten kann».

Während in der erstgenannten Weise vor allem diejenigen argumentieren, die von amtskirchlichen Maßnahmen selbst betrof-

fen sind oder sich mit den Betroffenen solidarisieren – was ihnen gemeinhin das Etikett «progressiv» einträgt –, folgen der zweiten Erklärungslinie eher diejenigen, denen «stabilitas» und Sicherheit als höchster Wert gelten, die jegliche Veränderung des jeweiligen status quo eben deshalb ablehnen und die darum – nicht minder ungenau – als «konservativ» gelten.

Dieser Polarisierung gegenüber neutral zu bleiben ist sicher nicht leicht, aber angesichts der emotionalen Zuspitzung des Disputs vielleicht doch hilfreich. Ich will das versuchen durch den Hinweis auf einige Fakten, die gerade in ihrer Selbstverständlichkeit gelegentlich etwas aus dem Bewußtsein geraten, zur Erklärung – und damit vielleicht auch zur Entschärfung – einiger Streitpunkte jedoch beitragen könnten. – Die gegenwärtige Krise kirchlicher Personalpolitik – zumeist kurzschlüssig als «Priestermangel» notiert – läßt sich in ihrer Struktur – wie jedes historische Phänomen – differenzieren

► nach *epochalen Entwicklungen*, die relativ langsam ablaufen (Aufklärung, Rationalisierung der Lebensführung) und deshalb von den Zeitgenossen kaum mehr als Besonderheit vermerkt werden,

► nach *generationsspezifischen Erfahrungen*, die sich an besondere Ereignisse heften (Jugendbewegung, Drittes Reich, Krieg) und dabei bewußtseinsmäßig vor allem die in dieser Zeit jungen Menschen prägen, und schließlich

► nach *aktuellen Krisenlagen*, die auf viele sehr irritierend wirken (wie der rapide Rückgang der Zahl von Priesteramtskandidaten in den sechziger Jahren), von denen aber noch nicht auszumachen ist, ob davon langfristig wirklich Veränderungen ausgehen werden.

Wir beginnen mit den epochalen Entwicklungen.

Die Entdeckung der modernen Subjektivität

Mag man über die Mündigkeit der andern die Nase rümpfen – daß Freiheit ein, wenn nicht *der* Grundwert unserer Lebensordnung geworden ist, steht wohl außer Zweifel. Erfahren wird diese Freiheit u. a. auch in der Pluralität weltanschaulicher Entscheidungsmöglichkeiten, so problematisch und verunsichernd derartige Entscheidungen auch oft sein mögen. Auch das uns heute unannehmbar erscheinende Modell des Augsburger Religionsfriedens von 1555 (Cuius regio, eius religio) sah immerhin Auswanderungsmöglichkeiten für diejenigen vor, die aufgrund ihrer subjektiven Entscheidung sich der «religio» ihres Regionalherrschers nicht unterwerfen wollten. Subjektivität der religiösen Bindung, Gehorsam gegenüber dem individuellen Gewissen sind schon sehr frühe Elemente unserer Geistesgeschichte, die in Aufklärung und Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts als allgemeiner Anspruch eines jeden Menschen durchgesetzt und als «Menschenrechte» proklamiert wurden. Dieser Befreiung – die besonders im reformatorischen Christentum auch starke Momente der *Individualisierung* enthielt (wie bekomme *ich* einen gnädigen Gott?) – setzte die katholische Gegenreformation einen Kirchenbegriff entgegen, der in seiner Geschlossenheit faszinierend war, in seiner politischen und ökonomischen Zentralisierungstendenz ein hohes Maß an Effizienz aufwies, dem einzelnen Gläubigen (wenn er denn nur gläubig war und blieb) ein uns heute kaum mehr vorstellbares Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit gab – jedoch alles um den Preis einer Abschottung von der realen Weltgeschichte, so daß bis in unsere Tage hinein jeder Amtsträger dieser Kirche einen Antimodernisteneid ablegen mußte.

«Die Kirche ist nicht Glied oder Teil irgendeiner anderen Gesellschaft, mit keiner anderen irgendwie vermengt. In sich ist sie so vollkommen, daß sie sich von allen menschlichen Gemeinschaften abhebt und weit über sie hinausragt ... Die Kirche ist in ihrer Verfassung so völlig abgegrenzt und bestimmt, daß keine Gesellschaft, die von der Einheit des Glaubens oder von der Gemeinschaft des Leibes getrennt ist, irgendwie Teil oder Glied der Kirche genannt werden könnte. Die Kirche ist auch nicht durch die verschiedenen Gesellschaften, die sich christlich nennen, zerstreut und geteilt; sie ist ganz in sich gesammelt und zur Einheit geschlossen.»

Die Pfarrei Dietlikon ZH sucht auf Mitte August 1980 oder nach Vereinbarung einen

Katecheten

Aufgabenbereich: Erteilung von ca. 10 Stunden Religionsunterricht auf der Oberstufe, Mithilfe bei der Gestaltung der Familien- und Kindergottesdienste, Mitarbeit in der Erwachsenenbildung, Betreuung der offenen Jugendgruppe und Neuaufbau der pfarreilichen Kinderarbeit.

Eine 2-Zimmer-Wohnung ist vorhanden. Besoldung nach den Richtlinien der Zentralkommission für den Kanton Zürich.

Richten Sie Ihre Anfragen und Bewerbungen an Pfarrer Leo Kümin, Katholisches Pfarramt St. Michael, 8305 Dietlikon, Telefon (01) 833 08 88, oder an den Präsidenten der Kirchenpflege, Herr Leopold Angstmann, Hueberstrasse 22, 8304 Wallisellen, Telefon (01) 830 20 62.

Wir freuen uns auf Ihre Anfrage!

So lautet ein den Konzilsvätern vorgelegter – aber dank einem gütigen Wehen des Hl. Geistes nicht mehr verabschiedeter – Text des Vaticanum I von 1870¹. Dieser Ghetto-katholizismus – «*ein Haus voll Glorie schauet, weit über alle Land*» (1876!) – mochte und mag auch heute noch dem darin Geborgenen als fest und stabil erscheinen. Das ändert nur nichts daran, daß die meisten – auch die meisten katholisch Getauften – heute außerhalb dieser Mauern leben, sich dabei ganz wohl und normal fühlen und im Bewußtsein ihrer subjektiven Freiheit dieses Glorienhaus, wo es sich noch so gibt, als *eine* Variante auf dem «Markt der Möglichkeiten» ansehen. Die Konfessionsgrenzen – im Kulturkampf noch einmal auf Hochglanz poliert – werden heute in ihrer Bedeutung relativiert, nicht nur weil die Ökumeniker unter den Theologen die tradierten Gegensätze weitgehend abgearbeitet haben, sondern auch – und wahrscheinlich noch schneller und folgenreicher – weil die christliche Bevölkerung in vielen Hinsichten – besonders in der Eheschließung, aber zum Teil auch im Gottesdienstbesuch – über diese Grenzen hinweggeht, in dieser ganz spezifischen Hinsicht die Freiheit eines Christenmenschen praktiziert – sofern sie mit dem Christsein überhaupt noch etwas im Sinn hat. Basis dieses Handelns ist das Bewußtsein moderner Subjektivität, die in einer plural gewordenen Welt auch Wahlfreiheiten hat, die es vorher nicht gab und deren Ausnutzung von den Kirchen kaum mehr mit Sanktionen belegt werden kann. Vorsichtig formuliert: Das Erstaunen über die relative Wirkungslosigkeit traditioneller Sanktionsformen (Drohungen, Verbote) ist offenbar ein eskalierendes Motiv für die Zuspitzung personaler Konflikte.

Veränderungen im generativen Verhalten

Die Tatsache, daß Familien mit drei oder gar mehr Kindern heute schon fast als asozial gelten, während die Großeltern dieser Generation häufig 6, 7 oder 8 Geschwister hatten, scheint auf den ersten Blick mit unserem Problem wenig zu tun zu haben. Und doch liegen hier – in der puren Verminderung der Familiengrößen – eine ganze Reihe von Erklärungen verborgen. Einige will ich kurz skizzieren:

► So große Familien wie im 19. und frühen 20. Jahrhundert hat es in Europa weder vorher noch später je gegeben. Die große Familie, in der 8–10 Kinder nicht nur geboren wurden, sondern aufwuchsen und am Leben blieben, ist bevölkerungsstatistisch ein absoluter Ausnahmefall – war aber für etliche Jahrzehnte ein

¹ Zit. b. Neuner-Roos (hrsg. v. K. Rahner), Der Glaube der Kirche in den Urkunden der Lehrverkündigung, Regensburg 1965, S. 229ff.

Ein Modell für lebendige Kommunikation in Arbeitsgruppen jeglicher Art:

Die themenzentrierte Interaktion TZI (nach Ruth Cohn)

Einführungsmethodenkurse 1980

- Kursleiterin: Dr. phil. Elisabeth Waelti, Höhweg 10, 3006 Bern
- Thema: Wie kann ich durch lebendiges Lehren und Lernen meine Erlebnissfähigkeit vertiefen und berufliche Konflikte in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen besser bewältigen?
- Adressaten: Geistliche, Lehrer, Sozialpädagogen, Psychologen und alle, die in kirchlichen, sozialen und andern Berufen neue Wege zum Menschen suchen.
- | | | | |
|----------|------------------|---------------|---|
| Termine: | 26.-30. Mai | 25.-29. Aug. | } Ort:
Nähe
Fribourg
und Olten |
| | 14.-18. Juli | 8.-12. Sept. | |
| | 28. Juli-1. Aug. | 22.-26. Sept. | |
| | 11.-15. Aug. | | |
| | | | |
- Kurskosten: Fr. 265.-
- Unterkunft: Vollpension pro Tag ca. Fr. 38.-
- Einzahlung von Fr. 265.- auf Postcheckkonto 30-66546 gilt als definitive Anmeldung.

unerschöpfliches Reservoir für kirchliches Personal, vor allem für Ordensschwester und Ordensbrüder, für die ja gerade in dieser Zeit eine Unzahl von Kongregationen gegründet wurden, die heute aber kaum mehr einheimischen Nachwuchs haben.

▷ Der Grund für dieses rapide Bevölkerungswachstum war ein klassischer *cultural lag* (Hinterherhinken), insofern dank Senkung der Kinder- und Seuchensterblichkeit die einmal geborenen Kinder auch am Leben blieben, aber einige Jahrzehnte immer noch so viele geboren wurden, als ob die Hälfte von ihnen nicht über das Kindesalter hinauskäme.

▷ Abgesehen davon, daß Kinderzahlen pro Familie wohl immer auch ein kalkulatorisches Moment in sich hatten, wird mit Beginn des industriellen Zeitalters der Gedanke der Rationalisierung der Lebensführung auch in dieser Frage dominant. Kinder werden zunehmend das Produkt eines Kalküls. Und in dem Maße, in dem sie für die Landarbeit und als Garanten der Alterssicherung ihrer Eltern entbehrlich werden (Sozialversicherung), werden Kinder in diesem Kalkül von einem Nutzen- zu einem Kostenfaktor.

▷ Die Verbesserung der Ausbildungschancen für eine Vielzahl neuer Berufe und Tätigkeiten macht es zunehmend überflüssig, Kinder langfristig in religiösen Institutionen «unterzubringen» – sei es, weil sie anders nicht versorgt wären, sei es, weil dies für sie die einzige Chance zum sozialen Aufstieg war.

▷ Die Summe all dieser Entwicklungen, die sich real in ganz individuellen Überlegungen und Planungen niederschlagen, hat in allen westlichen Ländern zu einem drastischen Sinken der Kinderzahlen geführt, wobei die Katholiken diesem Trend ihrerseits etwas nachhinken. Dabei mag es offen bleiben, ob das an einem längeren Nachwirken der katholischen Ehedoktrin liegt oder einfach daran, daß der Anteil der Katholiken an der Landbevölkerung relativ größer war und ist. Ergebnis in jedem Fall: Ein großer Teil des potentiellen Personals speziell für alle pastoralen Dienste wird heute gar nicht mehr geboren.

Arbeitsteilung und soziale Differenzierung

Der hohe Grad der Arbeitsteilung ist die notwendige Bedingung unseres Wohlstands – daran ist wohl kein Zweifel. Nur: welchen Preis haben wir dafür zahlen müssen? Die meisten von uns stehen unter dem Druck, Spezialisten (d. h. bis zu einem gewissen Grad «Fachidioten») werden zu müssen, um die Karriere zu machen, die wiederum die Vorbedingung dafür ist, um an dem materiellen Wohlstand teilhaben zu können.

Wir brauchen uns nur die Bedingungen zu überlegen, die erfüllt (und bezahlt) sein müssen, ehe ein Zeitschriftenartikel (wie der, den Sie gerade lesen) seine Leser erreicht. Wieviele uns und einander völlig fremde Personen tragen mit ihrer Arbeitskraft dazu bei, ohne daß sie wissen oder es sie überhaupt zu interessieren braucht: die Stenotypistin, die Briefe schreibt, der Postbote, der sie austrägt, der Fernmeldetechniker, der die Telefonanlagen wartet, der Drucker, der aus Manuskripten eine Zeitschrift macht, die Fahrer und Tankwarte, die den Transport per Auto garantieren, die Eisenbahner, die dafür sorgen, daß die Züge pünktlich fahren usw. usw. – mit der Konsequenz, daß unsere Beziehungen zu diesen Menschen, die wir meist gar nicht sehen, geschweige denn kennen (wer kennt schon seinen Lokführer?), sich auf ein Minimum beschränken, also auf die reine Sachleistung reduziert werden. Umgekehrt bleibt auch denen, die es partiell erbracht haben, das Produkt all dieser Tätigkeiten unbekannt, d. h. die Arbeitenden werden vom Produkt ihrer Arbeit «entfremdet». Das Produkt, der Erfolg der Tätigkeit zum Beispiel des Eisenbahners reduziert sich auf das abstrakte – aber auch für mich sehr wichtige – Ergebnis, daß der Zug sein Ziel pünktlich erreicht (und damit mein Manuskript noch rechtzeitig in der Redaktion ist).

Was soll das alles in unserem Zusammenhang? Auch der Seelsorger ist zu einem Dienstleistungsberuf geworden – unter anderen. Wird hier ein Beruf, der unter dem Anspruch steht, «allen alles zu sein» nicht in seine Bestandteile aufgelöst, geradezu zerfleddert? Hat dieser Anspruch überhaupt noch eine Realisierungschance inmitten einer arbeitsteiligen Berufswelt, die ja nicht nur nach persönlichen Spezialitäten unterscheidet («guter Prediger», «verständnisvoller Beichtvater» ...), sondern mit der zunehmenden Verrechtlichung unserer Sozialbeziehungen auch noch den Stolperdraht der formalen Zuständigkeiten (und Unzuständigkeiten) aufspannt, ein Netz, in dem sich jeder verfängt, der auch nur einmal in einer «fremden» Gemeinde sein Kind zur Erstkommunion anmeldet oder für den Pfarrgemeinderat kandidiert. Spezialisierung, Entfremdung und Verrechtlichung können hier nur als Stichworte genannt werden, aber sie sollen auch darauf aufmerksam machen, daß eine oft schon zu gut gelungene Anpassung an diese Trends u. a. eben zur Folge hat, daß auch die Kirche für den Gläubigen zu dem wird, wovon er sich auch in seinem Alltag ohnehin schon hinreichend und bedrückend umstellt sieht: eine Behörde. Für den, der in den Dienst einer solchen Behörde treten will, reduziert sie sich unter Umständen sogar nur zu einem «Anstellungsträger» – ein Wort, das man auf der Zunge zergehen lassen sollte.

Der Generationenbruch

Wir gehen nun zu Erfahrungen über, die wir *generationsspezifisch* nennen können. – Über das Verhältnis der Generationen zueinander ist in den letzten Jahren vieles gesagt und geschrieben worden. Ich möchte hier nur ein ganz spezielles Problem herausgreifen, nämlich die fundamental unterschiedliche Erfahrung von Kirche durch die heute in der Kirche «Regierenden» im Vergleich zu den Erfahrungschancen derjenigen, die heute überlegen, ob sie in den Dienst dieser Kirche treten sollen. Selbst wenn man die Kirchengeschichte zwischen 1870 und 1960 (also zwischen Vaticanum I und II) gelegentlich als eine triumphalistische Phase bezeichnen mag, so reicht diese Bezeichnung meines Erachtens nicht aus.

Sicher ist es die Phase, in der sich das innere und äußere Bild der Römischen Kirche konsolidiert hat, vor allem durch eine gelungene Verlagerung der Bedeutung «Roms» von einem mit den restlichen Feudalstaaten Europas rivalisierenden Kirchenstaat (der 1870 faktisch zu Ende ging) zu einem rational und ökonomisch kaum begründbaren geistig-geistlichen Machtpotential. Nach einer längeren Schmolphase (1870–1929 bis zu den Lateranverträgen mit Italien) waren es vor allem die Jahre 1930–1960 – also die Regentschaften der beiden letzten Piuspäpste, die zunächst – vor allem auch binnenkirchlich – ein

recht positives Bild der Kirche geprägt haben. Hinzu kam, daß besonders in Deutschland, aber auch in Frankreich und den Niederlanden, Neuerungen entstanden (Guardini und die Liturgische Bewegung, die «Neue Theologie» de Lubacs, Chenu, Congars), die faktisch das vorbereiteten, was im Konzil dann «offizielle» Theologie wurde (und damit natürlich an Attraktivität gerade für junge Menschen verlor).

Es fragt sich, ob dies Gefühl überhaupt vermittelbar ist, in einer Kirche zu leben, die «in den Seelen erwacht ist»². Auch und gerade damals war ein Lehramt am Wirken, das mit Exkommunikationen, Indizierungen und rügenden Enzykliken durchaus nicht zimperlich war, aber gerade dadurch die Innovatoren provoziert hat, ihre kritischen, neuen Ideen an diesem Widerstand abzarbeiten und zuzuspitzen – ein Prozeß, für den zum Beispiel das ganze Lebenswerk Karl Rahners ein handgreifliches Beispiel ist. Hinzu kam im Deutschland der dreißiger Jahre noch, daß Kirche – mehr oder minder – ein Hort des politischen Widerstands war, vor dem Schlimmsten geschützt durch das Konkordat, aber doch im Zweifel in einer Contrestellung zum Regime (an dem u. a. die katholische Herkunft vieler seiner Führer irritierte). Die Jahre 1930–1960 boten jedenfalls jungen Katholiken viele Identifizierungschancen. Sie konnten ihre Überschußenergien als Protestpotential gegen den Staat in der Kirche, gegen die (Amts)kirche in der liturgischen Bewegung unterbringen, beides Protestlinien, die später selbst zur offiziellen Doktrin wurden – politisch in der Adenauer-Ära, kirchlich-theologisch im Vaticanum II. «Denn was verboten ist, das macht uns gerade scharf» – diese psychologische Figur des Songs von Wolf Biermann galt auch für junge Leute, die in den dreißiger und vierziger Jahren noch nicht wußten, daß sie später einmal Bischöfe und Generalvikare dieser Kirche werden würden. Unter diesem Aspekt leben heute die 50jährigen und die 20jährigen in völlig verschiedenen Welten, und diese Erfahrungen der Älteren aus Nazi-, Kriegs- und Nachkriegszeit lassen sich auch nicht pädagogisch vermitteln. Die schwierige Aufgabe bestände heute darin, analoge Erfahrungen zu machen, machen zu lassen und in «beiden» Generationen zu begreifen, daß die Erfahrungsbasis 1940 und 1980 zwangsläufig eine andere ist und damit auch zu anderen Verhaltensformen führen muß.

Die Vermittlung kirchlicher Tradition in der Familie

Es kann nicht genügend betont werden, daß die Tradierung von Werten über personale Beziehungen läuft. Hier steht die Familie an erster Stelle, und so sehr man die Kirchendistanz vieler Jugendlicher heute resigniert feststellen mag, so voreilig wäre es doch, damit auch den allgemeinen Verfall familiär vermittelter Wertvorstellungen zu vermuten. Schon die mit dem Verschwinden konfessionell homogener Regionen lockerer werdende soziale Kontrolle hat die lange relativ hohe Praktikantenzahl unter Katholiken stark vermindert. Bedenkenswert ist hier vor allem das Herauswachsen der Jugendlichen aus der Kirche – sicher auch dadurch verursacht, daß Kirche aus vielen Gründen heute weniger leicht ein Identifikationsobjekt ist als in den dreißiger und vierziger Jahren. Eine ganz banale Ursache scheint mir aber auch darin zu liegen, daß die Amtsträger der Kirche es heute sehr viel schwerer haben, ihre Funktion und Notwendigkeit jungen Menschen plausibel zu machen.

Über die Intensität von Kirchenbesuchen in früheren Jahrhunderten wissen wir sehr wenig. Es spricht einiges dafür, daß vielerorts und schon in sehr frühen Jahrhunderten der Kontakt mit der Kirche im wesentlichen auf die *Kasualien* – also auf Taufe, Kommunion, Firmung, Letzte Ölung, Beerdigung – beschränkt war – nur war die Zahl der Kasualien eben sehr viel größer. Wenn man einmal die Jahre 1860 und 1960 miteinander vergleicht und für einen Landhaushalt im Jahre 1860 Eltern, Großeltern und acht Kinder ansetzt, für einen Stadthaushalt 1960 dagegen ein Elternpaar und zwei Kinder, dann ergibt sich fast automatisch, daß im Falle eins (1860) von einem Heranwachsenden fast jährlich (durch Taufe jüngerer Geschwister, Todesfälle, eventuell Wiederheirat des Vaters, Erstkommunionfeiern und Firmungen) Kasualien «erlebt» wurden, während für den Jugendlichen heute nach seiner eigenen Fir-

mung ein *rituales* «Loch» gähnt, das durch Jazzmessen und ähnliche pastorale Anstrengungen nur mühsam zu füllen ist.

Das Kasualienkarussell, das vor 120 Jahren noch fast jedes (überlebende) Kind in den (frühen) Ehestand hineingewirbelt hat (in dem dann eine neue Drehung begann), ist heute fast zum Stillstand gekommen. Wenn das Lexikon für Theologie und Kirche mit Recht sehr vornehm schreibt: «Für den Seelsorger sind die Kasualien Anlaß zu fruchtbarer persönlicher Begegnung mit den ihm Anvertrauten»,³ so sind das für einen Jugendlichen heute zumindest Situationen, in denen ihm das Handeln von Priestern plausibel, der Sinn von Kirche einsichtig werden kann. Insofern sind die Kasualien eine ernst zu nehmende pastorale «Chance» – nur kommen eben junge Menschen heute immer weniger in die Verlegenheit, von ihnen betroffen zu werden.

Zusammenfassend läßt sich sagen:

▷ Die Familie als «Sozialisationsagentur» kirchlicher Normen funktioniert nur noch in Randgruppen der Gesellschaft, allenfalls in stadtfernen, leidlich konfessionshomogenen Gebieten.

▷ Das Problem verschärft sich dann und dort, wo ein besonders rigider Erziehungsstil (oft in bester Absicht) die Ablösung der Jugendlichen vom eigenen Elternhaus besonders früh und intensiv einsetzen läßt – ein Prozeß, der von den meisten Eltern resignativ und verständnislos hingenommen wird.

▷ Die Minimalisierung der Kasualienfälle muß das Ritualsystem Kirche für den Jugendlichen heute fast völlig funktionslos erscheinen lassen – eine Erfahrung, die unter dem Kosten/Nutzenkalkül für die Kirche in der Regel negativ ausschlägt («Was bringt mir das?»)

Der Bischof – ein Behördenchef?

Arbeitsteilung und Spezialisierung haben vor der Kirche nicht haltgemacht, ja sie haben – nicht zuletzt gestützt und verlockt durch eine vergleichsweise üppige Steuerfinanzierung in den letzten 25 Jahren – aus den Kirchen Dienstleistungsgröß-

³ Bd. VI (1961), S. 18.

Für die Arbeitsstelle für Zivildienstleistende, eine Einrichtung des Bistums und des Diözesancharitasverbandes Limburg, suchen wir möglichst zum 1. Oktober 1980

einen Diplom-Theologen

mit pädagogischer Zusatzqualifikation

Aufgabenschwerpunkte sind:

1. Leitung der Arbeitsstelle und der angeschlossenen Zivildienstschule auf der Grundlage der Beschlüsse der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der BRD und des Diözesansynodalrats Limburg.
2. Planung, Organisation und (teilweise) Durchführung
 - a) pastoraler Angebote für Zivildienstleistende im Gebiet des Bistums,
 - b) pädagogischer Maßnahmen nach dem Konzept sozialen Lernens für Zivildienstleistende in Einrichtungen kirchlicher Träger.
3. Information und Beratung der zuständigen Leitungsgremien in kirchlichen und gesellschaftspolitischen Fragen, die mit der Entwicklung im Bereich des Zivildienstes zusammenhängen.

Zum Team der Arbeitsstelle gehören außerdem ein Sozialarbeiter und eine Verwaltungskraft. Dienstsitz ist Limburg. Die Stelle ist nach BAT II a/1 bewertet.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen werden bis zum 30. Juni 1980 an den Caritasverband für die Diözese Limburg, Herrn Direktor Schulte, Roßmarkt 12, 6250 Limburg/Lahn 1, Telefon 06431/95 511, erbeten.

² Romano Guardini, Das Erwachen der Kirche in der Seele, Hochland 19 (1921/2), 9. Heft (Juni 1922), 257–67.

systeme werden lassen, deren Leitung und Verwaltung wiederum spezielle Qualifikationen erfordern. Diese technisch und ökonomisch induzierte Veränderung hat nicht nur das Kirchenbild (zumindest für Außenstehende) in Formalismen erstarren lassen, es wirft auch ganz elementare Fragen auf hinsichtlich der Besetzung der Leitungspositionen in der Kirche. Der «geweihte Manager» – ursprünglich eine Karikatur, wird heute offenbar zur Notwendigkeit für die optimale Verwaltung einer sich so entwickelnden Heilsanstalt Kirche, bei der es immer schwerer fallen dürfte, den Akzent vom zweiten wieder auf den ersten Wortteil zu verlagern (*Heilsanstalt*). Der Begriff Selbstverwaltung gewinnt gerade in den Kirchen einen fatalen Doppelsinn, insofern man sich fragen muß, ob diese kirchlichen Selbstverwaltungen nicht auf dem Wege dahin sind, nichts anderes zu verwalten als sich selbst, ein Prozeß, den die Einbeziehung der letzten Aktivisten in die Pfarrgemeinderäte nur noch beschleunigt. *Entschieden* wird dabei – nach wie vor – jedoch nur an einer Stelle, durch den Bischof oder – das ist ein Novum – durch bischöfliche Zentralstellen, die vom Bischof zusätzlich die Qualifikation verlangen, sich selbst in übergeordneten Gremien derart zu präsentieren, daß er nicht in die Verlegenheit kommt, Beschlüsse eines Gremiums exekutieren zu müssen, die er im Grunde nicht mittragen kann. Die Fuldaer Bischofskonferenz, im Deutschland der dreißiger Jahre unter dem Druck und gegen die Naziregierung stabil und wichtig geworden, ist inzwischen in eine neue Rolle hineingewachsen, deren Drehbuch noch nicht ganz ausformuliert ist. Auf jeden Fall hat sie durch die Einrichtung eines ständigen Sekretariats in Bonn an Gewicht gewonnen, wobei offen bleibt, ob sich dieses Gewicht unter Umständen auch gegen die römischen Zentralbehörden zur Geltung bringt. Ansätze lagen zeitweilig dafür vor (zum Beispiel die Interpretation von «*Humanae Vitae*» oder im Zusammenhang mit der Krise um Bischof Kempf von Limburg). – Die entscheidenden Fragen dieses Komplexes sind also:

▷ Welche Qualifikationen für kirchliche Leitungsämter sind angesichts dieser neuen Situation erforderlich? – und wie kann man sie in dem schwindenden Reservoir von geweihten Priestern überhaupt finden?

▷ Welche Bedeutung bekommen oder behalten die Gremien in der Kirche und in ihnen die Laien (ob Theologen oder nicht)? Sieht man die Gefahr, die letzten Gutwilligen als Mitarbeiter für Tätigkeiten zu verschleifen, die entweder folgenlos bleiben oder aber – bei geringster Abweichung von vorgegebenen Normen – abgeblockt werden? Man denke nur an die Konflikte mit Studentengemeinden (KSG) und Jugendverbänden (BDKJ).

▷ Wie versteht sich – in Zukunft – die Deutsche Bischofskonferenz? – als Mittler zur Kurie oder als deren örtliche Statthalterei? Das dürfte sehr konkret weitgehend von den betreffenden Personen abhängen, womit wiederum das Problem Nr. 1 – Auswahl dieser Personen – anklingt.

Theologenschwemme – Priesterangel

Wenden wir uns nun zum Schluß den *aktuellen Krisenlagen* zu. Innerhalb weniger Jahre hat sich in der (katholischen) Kirche eine für sie völlig neue Situation entwickelt, deren Interpretation offensichtlich Schwierigkeiten macht. Es gibt so viele *Theologiestudierende* wie nie zuvor in diesem Jahrhundert (rund 10 000), aber zugleich nur so wenig *Priesteramtskandidaten*, daß der Priesterangel – vor allem auch infolge der ungünstigen Altersstruktur – in den nächsten Jahren rapide zunehmen wird. – Die Bewerberraten neuer Priesteramtskandidaten (sie schwanken seit 1977 jährlich um 500 herum) sind offenbar auch abhängig vom je aktuellen «Klima» innerhalb der Kirche (und hier dürften die gegenwärtigen Personalkonflikte nicht gerade attraktiv wirken), aber nicht minder von den Alternativchancen in anderen humanwissenschaftlichen Ausbildungsgängen. Mit dem Fallen der Studentenzahlen insgesamt – spätestens ab 1985 – und damit dem allmählichen Verschwinden des Problems der

beschränkten Zulassung (*Numerus clausus*) dürfte die Situation für die Kirche kaum besser werden als sie bisher war.

Die gegenwärtig hohen Raten von *Laientheologen* machen zumindest eines deutlich: das Interesse an der Sinnfrage wie auch die Bereitschaft zum pastoralen Dienst sind nach wie vor ungebrochen. Gebrochen ist nur die Bereitschaft zur *vollen* Identifikation mit einer Kirche, die dem von ihr vermittelten Selbstbild weithin kaum noch entspricht. Der Laientheologe ist geradezu die Institutionalisierung eines Verhaltens, von dem die Religionssoziologen meinen, daß es für fast alle Gläubigen kennzeichnend geworden sei: Innere Nähe bei äußerer Distanz. Oder umgekehrt: Bewahrung eines Restrefugiums subjektiv-privater Autonomie gegenüber den Zwängen großer Systeme.

Diese Situation, daß es heute vier bis fünfmal so viele Laientheologen gibt wie Priesteramtskandidaten, ist für die Kirchenführung in hohem Maße problematisch. Erstens ist sie neu, das heißt es gibt keinerlei Erfahrungen, die einem raten könnten, wie darauf zu reagieren sei. Zweitens haben die Amtsträger – bei allem Respekt – doch wohl etwas Mühe, die Entwicklung zu verstehen und nachzuvollziehen,

▷ weil sie selbst ganz andere Erfahrungen mit «Kirche» gemacht haben (vgl. oben: Der Generationsbruch)

▷ weil sie infolge ihres relativ isoliert-abgefilterten Lebensstils und infolge eines zölibatär bedingten Mangels an Umgang mit unmittelbaren Eltern-Kind-Problemen wenig(er) Chancen haben, selbst Wirklichkeitserfahrungen dieser Art zu machen.

Kirchenrecht und Tradition blockieren außerdem weithin eine rationale Auseinandersetzung mit dieser Situation (ich sage bewußt nicht: *Anpassung* an diese Situation), da für viele Funktionen in der Kirche zwei Voraussetzungen als unabdingbar gelten: männlichen Geschlechts zu sein – was viele Laientheologen nicht sind –, und die Priesterweihe zu haben – was zumindest alle männlichen Laientheologen unter den gegenwärtigen Bedingungen ausdrücklich nicht wollen.

Perspektiven – Mittelfristige Planungen bis 1987

Im Zuge einer auch für die Kirche unvermeidbar gewordenen «Planwirtschaft» sind kürzlich Dienststellenpläne für die achtziger Jahre von der Deutschen Bischofskonferenz behandelt worden.⁴ Einigermassen realistisch wird darin die weitere Abnahme der Priesterzahlen um rund ein Drittel prognostiziert. Gleichzeitig sind Höchstzahlen für die in Dienst zu stellenden Nichtpriester genannt, die insgesamt maximal 50 Prozent der zu erwartenden Priesterzahlen ausmachen sollen (ein Drittel zu zwei Dritteln). Wenn das die entscheidende Orientierung ist, dann bedeutet das: weniger Priester heißt zugleich auch weniger Laientheologen in kirchlichen Diensten, obwohl vom Bedarf der Gemeinden und vom Angebot an Laientheologen her genau eine umgekehrte Strategie (je weniger Priester um so mehr Laientheologen) auch denkbar wäre. Der Grund für diese restriktive Politik scheint klar und auch verständlich: man will das tradierte Priesterbild «retten» – es nicht einfach in einem schleichenden Übergang ablösen und ersetzen lassen durch eine neue Pastoralfigur, die von ihrer eigenen Entwicklung und ihren bisherigen Funktionen her alles andere als klar und eindeutig profiliert ist und zurzeit unter den Etiketten Diakon, Gemeindefreferent(in), Pastoralreferent(in), -assistent(in) und Pfarrhelfer(in) auftritt – dies alles in ganz unterschiedlichen Kumulationen verteilt auf die (deutschen) Diözesen – eine pastorale Verlegenheitslösung neben der andern, untergründig verbunden allenfalls durch die Frage: wie überwinden wir die Durststrecke bis zur nächsten Oase, in deren Palmenhain offensichtlich ein von Kandidaten überquellendes Priesterseminar vermutet wird. Wie dem auch sei: für 1987 wird mit noch etwa 11 000 Priestern gerechnet, die Zahl der Laientheologen (aller Arten) soll dann maximal 6500 betragen (zurzeit sind etwa 3100 im Kirchen-

⁴ Vgl. «Pläne für die Durststrecke» in: Publik-Forum 8 (1979) Nr. 21, S. 19.

dienst). Den 3400 neuen Stellen für Laientheologen steht bereits jetzt die etwa dreifache Zahl an Studenten gegenüber, was aber angesichts einer nicht geringen «Schwundquote» (Fachwechsler, Abbrecher, Heirat statt Berufstätigkeit) für ernsthafte Berufsaspiranten unproblematisch sein dürfte.

Grenzüberschreitungen

Auch die Laientheologen werden die Personalkrise nicht beheben, unter bestimmten Aspekten sind sie vielleicht sogar ein neues Konfliktelement in der kirchlichen Personalpolitik schlechthin. Dessen ungeachtet wird auch über andere «Lösungen» weiter diskutiert: Zölibatslockerung, Frauenordination, Interkommunion bzw. ökumenische «Fusionen» in dieser oder jener Richtung. Für alle Überlegungen aber gilt:

► Sie würden – falls realisiert – auch Folgen haben, die weder intendiert noch vorhersehbar waren.

► Jedoch auch das Nichthandeln hat Folgen, nur sind sie weniger dramatisch. Sie äußern sich meist nicht als Protest gegen eine bestimmte Handlung, sondern sind nur registrierbar als das stille Verlöschen der kirchlichen Aktivität unzähliger Einzelner.

► Die meisten geschichtsträchtig gewordenen Reformen der Kirche – die Rezeption des Aristoteles wie die Gründung der Reformorden im Mittelalter, alle Liturgieordnungen bis hin zum Vaticanum II – trafen stets auf den erbitterten Widerstand der Verteidiger des jeweiligen status quo. Insofern bewirkt der Verweis auf die Tradition als ein vermeintliches Stabilisierungselement für die Beibehaltung dessen, was ist, eher das Gegenteil. Denn aus der Kirchengeschichte kann man zumindest eines lernen: fast alle guten Gedanken unterlagen und unterliegen einer Verurteilung, bevor sie selbst ein Paragraph im verpflichtenden Normenkodex der Kirche wurden und werden.

Ohne hier auf die überall diskutierten «Lösungen» im einzelnen einzugehen, müßten wir mindestens bedenken, daß gewisse Erfahrungen an der «Basis» ja durchaus schon gemacht werden: denken wir nur an die Ökumene, aber auch an die «kleinen Schritte» im Einsatz von Mädchen und Frauen im Altardienst, als Lektorinnen, zum Kommunion-Austeilen und Predigen.

In einer ohnehin pluriformen, pluralistischen Welt liegt die Einheit in der Vielfalt und nicht in der schematisierten Einheitlichkeit, die historisch einmal praktikabel gewesene Lösungsmodelle krampfhaft festhält. Riskieren wir es, auch als älter gewordene Erwachsene neue Erfahrungen zu machen und daraus zu lernen. Vor allem aber möchte ich zum Schluß zwei Punkte zum Bedenken geben:

► Kirche ist sicher mehr und anderes als die gegenwärtige Verfassung der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland, in der sich die konkreten Erfahrungen der *letzten 150 Jahre* zu einer alle Entscheidungen steuernden *Tradition* verdichtet haben. Ein Blick in andere Phasen der Kirchengeschichte und – heute auch – in andere Weltgegenden deutet an, daß das Variantenspektrum der Dienste in Kirche noch größer und phantasievoller ist, als es das restriktive Modell der regionalen Gegenwartspraxis hierzulande zeigt.

► Das Dilemma der pastoralen Dienste ist hinreichend gekennzeichnet, die «Lösungen» drängen sich auf, insbesondere die von Klostermann und anderen vertretene Forderung, diejenigen zu ordinieren, die faktisch in der Funktion der Gemeindeleitung stehen.⁵ Deshalb kann man die «Ängste» der Ordinariate auch verstehen, denn mit dem Laientheologen in der Gemeindepastoral ändert sich wirklich etwas: der jahrhundertlang entwickelte und zuweilen auch hochstilisierte Gegensatz von Klerus und Laie würde hinfällig. Der Laientheologe im pastoralen Dienst bedeutet das endgültige Ende der Kleruskirche. Nur: War das denn die Kirche, die Christus gestiftet hat?

Gregor Siefert, Hamburg

⁵ F. Klostermann, *Wir brauchen Priester*, Linz 1977, bes. S. 49ff.

Die Medici im Niedergang

Die Medici würden nach Florenz zurückkehren, so oder ähnlich las man es bereits seit einiger Zeit in italienischen Zeitungen: Damit spielten die Journalisten auf die kulturelle Großveranstaltung dieses Frühjahrs an: Als 16. Kunstausstellung des Europarates wird in Florenz bis zum 15. Juni (evtl. mit Verlängerung) die Ausstellung «Florenz und die Toskana der Medici im Europa des Cinquecento» gezeigt. Die Mammutschau – neun Teilausstellungen zu verschiedenen Themen an acht über das Zentrum von Florenz verteilten (historischen) Stätten – leidet vielfach unter einer nahezu chaotischen Fülle des Materials, wobei auch die Ausstellungstechnik zu wünschen übrig läßt.¹

Deutsch ist keine leichte Sprache, und die italienische Zählart der Jahrhunderte entspricht nun einmal nicht den allgemeinen Gepflogenheiten. Darin liegt bereits ein erstes Mißverständnis begründet: Auf den deutschsprachigen Faltprospekten, die für die Florentiner Ausstellung werden, ist vom Florenz und der Toskana der Medici «um 1500» die Rede, während den Italienern Florenz und die Medici des «Cinquecento», den Franzosen die Toskana des «XVIIe siècle» vorgestellt wird. Das «Cinquecento» ist nun einmal auch für Deutschsprachige das 16. Jahrhundert ...

1520–1610, eine Periode der Dekadenz

Die Ausstellung in Florenz dokumentiert etwa die Zeit zwischen 1520 und 1610, eine Epoche der Krise in Staat und Kirche, die Periode der Reformation und der kirchlichen Gegenmaßnahmen, eine Zeit der künstlerischen und gesellschaftlich-politischen Dekadenz. In Florenz wird also nicht jener Zeitraum dargestellt, den man gewohntermaßen mit dem Namen der Medici verbindet, die Zeit der Renaissance also, wie sie uns durch Jacob Burckhardts klassische Darstellung u. a. als die Zeit der republikanischen Stadtstaaten vertraut ist. Thema dieser kulturellen Großveranstaltung ist vielmehr der Niedergang der Medici, wengleich dieser mit der größten Machtentfaltung verbunden und – wie Harold Acton festhält – auch «nicht ohne Harmonie und Schönheit ist».

Im Zentrum steht also nicht Cosimo der Alte (1389–1464), der umsichtige Staatsmann, Förderer von Künstlern und Gründer der heutigen Biblioteca Laurenziana; auch Lorenzo dem Prächtigen (1449–1492), dem Poeten und Philosophen an der Spitze des Stadtstaates, kommt keine wichtige Rolle innerhalb der Ausstellung zu, wengleich ihm in einem Heft des Europarates zur Florentiner Ausstellung (aus unerfindlichen Gründen) ein Beitrag gewidmet ist. Die bestimmende Figur ist Cosimo I. (1519–1574), ein durch Umsturz an die Macht gelangter Sproß aus einer Nebenlinie der Medici, ein Principe, wie ihn Machiavelli beschrieben hatte. Nicht die bekannten Renaissance-Künstler sind für die Epoche, der die Ausstellung gewidmet ist, von Bedeutung: Sandro Botticelli stirbt 1510, Leonardo wirkt nicht mehr in Florenz, und Michelangelo, der seit 1496 sowohl in Florenz als auch in Rom gearbeitet hat, zieht 1534 endgültig in die Ewige Stadt. Vielmehr beherrschen die Manieristen wie Pontormo, Vasari oder Salviati die Szene. Ihr Stil, den wir *Manierismus* nennen, entsteht aus dem Bewußtwerden einer Trennung zwischen Kunst und Leben, Ideal und Realität, Geist und Materie, Mensch und Natur; es ist ein Stil, der keine Synthese anstrebt.

¹ Die bisher veröffentlichten drei Bände des *Ausstellungskatalogs* (angekündigt sind deren fünf, im Sekretariat verheißt man mindestens den vierten) helfen auch nicht viel weiter: Sie spiegeln die Ausstellung mit vielen kleinen Abbildungen und ausführlichen, klein gedruckten Texten zu den Gegenständen. Man vermißt zumal in «Die Medici als Auftraggeber und Sammler» (zur Schau im Palazzo Vecchio) eine Einführung in den Zeitraum. Thematische Beiträge enthalten immerhin «Macht und Raum» (Forte di Belvedere) und «Die Vorrangstellung des «Disegno»» (Palazzo Strozzi). – Ediz. Medicee, c/o Centro Di, Piazza de'Mozzi, I-50125 Firenze.

Was kennzeichnet denn dieses Medici-Florenz des 16. Jahrhunderts? Es sei eine Zeit gewesen, meint der Florentiner Kulturhistoriker *Eugenio Garin*, mit einem tragischen Lebenssinn, wie er sich etwa in Machiavellis «Mandragola» finde, wo zuletzt die komische Maske den Ausdruck und das Lachen der Verzweiflung annehme. Es ist eine Epoche, in der der Intellektuelle zum Funktionär des Souveräns, zu einem Instrument der fürstlichen Propaganda wird. «Die Bindung zwischen dem Menschen und seiner Stadt, die Symmetrie von Mensch und Welt, die Aussöhnung mit der inneren Wirklichkeit, die das höchste Ziel so vielen Nachdenkens im 15. Jahrhundert gewesen war, nutzen sich ab und geraten in eine Krise. In den neuen Ländern, in die die Vespucci und Sasseti fahren, wird Unbekanntes entdeckt, und die Ungeheuer stören die Harmonie. Die neue Sicht des Alls durchbricht die bekannten Himmelssphären; die Satelliten Jupiters, die Galilei mit seinem Fernrohr entdeckte und die die medizinischen Planeten genannt wurden, scheinen das fast beispielhafte Bild der Medici als große Mäzene und weise Regenten zu festigen – ein dem 16. Jahrhundert lieber Mythos.» (Garin)

Epoche der Entdeckungen

Damit gibt uns Garin ein «doppeltes» Stichwort zur näheren Kennzeichnung dieser Zeit. Es ist eine Epoche der Entdeckungen, der naturwissenschaftlichen «Forschung»; gleichzeitig werden aber diese Leistungen genauso wie das Schaffen der Künstler in den Dienst der Verherrlichung des Fürsten genommen. Cosimo I. hat nämlich die Ansicht vertreten, daß Förderung von Kunst und Wissenschaft zu politischem Prestige führe: so werden neuentdeckte Sterne mit dem Namen eines niedergehenden Geschlechts benannt.

Die italienischen Veranstalter dieser Schau meinen, diese Jahre der Krise würden den Beginn des modernen Europa darstellen. Sie mögen damit insofern recht haben, als die beginnende naturwissenschaftliche Forschung tatsächlich einen der Pfeiler der modernen Welt darstellt. Es war bereits von Galileo Galilei die Rede; nicht mehr die «reinen» Humanisten und Philosophen wie ein Giovanni Pico della Mirandola oder Marsilio Ficino, der als Lehrer der Platonischen Akademie auch den späteren Medici-Papst Leo X. zu seinen Schülern zählte, nicht mehr die «literarische» Intelligenz also bestimmte primär die Epoche des Großherzogs Cosimo I., sondern die «technischen» Wissen-

schaften. Hier wäre vor allem Guido Guidi zu nennen, ein angesehenen Anatom und Mediziner. Guidi übersetzte griechische Texte über Chirurgie – etwa Hippokrates' Werk über Kopfverletzungen – und trug so auch zur Wiederentdeckung des Erbes klassischer Kultur bei. Diese neue Generation von Humanisten hat sich in zweifacher Weise mit den Texten beschäftigt: sie bemühte sich nicht allein um den Inhalt der Klassiker, sondern auch um die philologischen Aspekte der alten Werke. «Die Renaissance der Naturwissenschaften», wie sich die Ausstellung in der Biblioteca Laurenziana nennt, stellt eigentlich das zentrale Glied einer Entwicklungskette dar. Einerseits geschult an den Bemühungen und Kenntnissen der «klassischen», d. h. literarischen, philosophischen und philologischen Renaissance, sind diese Forscher mit ihrer Vergangenheit verbunden, weisen andererseits durch den Gegenstand ihres Bemühens in die Zukunft.

Und doch ist diese Epoche nicht die «aufgeklärte» Zeit, als die sie sich durch ihre (natur-)wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen darstellen mag. Die innere Spannung muß enorm gewesen sein, bedenkt man, welche Bedeutung gleichzeitig der «Astrologie, Magie und Alchimie» (Ausstellung im Naturhistorischen Museum) zukommt. Die beiden Medici-Königinnen am französischen Hof, Katharina und Maria, waren gegenüber okkulten Praktiken offen und wurden deswegen von ihren Gegnern auch der Hexerei beschuldigt. Katharina hatte eigens italienische Astrologen und Magier nach Frankreich mitgebracht. Sogar Papst Leo X. bediente sich eines Astrologen und Magiers, um das Volk zu beruhigen, das verängstigt und verunsichert war, weil eine bestimmte Konstellation für das Jahr 1524 eine Sintflut anzukündigen schien. Diese «Weltuntergangsangst» ließ 56 verschiedene Autoren 133 Schriften und Traktate verfassen. Gleichzeitig zeigt diese «chiliastische Episode», die von den Mächtigen im Hinblick auf kurz- oder mittelfristige Ziele ausgenutzt wurde, daß auch Astrologie ein Mittel für religiöse und politische Zwecke gewesen ist, denn Astrologie und Magie zogen nicht allein die Herrschenden in ihren Bann, sondern ebenso das einfache Volk, das darin eine Art Ergänzung zur (offiziellen) Religion erblickte.

Wo bleiben die sozialen Bedingungen?

Wie lebte denn eigentlich das Volk in jener Zeit, da es vom absolutistischen Cosimo I. regiert wurde? Wenn man in der Florentiner Ausstellung etwas nicht erfährt, dann ist es ausgerechnet dieser soziologische Aspekt der Spätrenaissance (übrigens ein in sich fast paradoxer Begriff!). Und doch wäre es eigentlich nicht unwichtig, darüber aufgeklärt zu werden. *Agnes Heller*, die ungarische Philosophin und Schülerin von Georg Lukács, hält m. E. zu Recht fest: «Der Begriff «Renaissance» impliziert einen umfassenden sozialen Prozeß. Er reicht vom sozialen und ökonomischen bis zum kulturellen Bereich, umfaßt die Lebensnormen und die Mentalität des Alltags, die praktische Ausübung der ethischen Normen sowie die ethischen Ideale, die verschiedenen Formen religiösen Bewußtseins, Kunst und Wissenschaft. Im strengen Sinn des Begriffs können wir nur dort von Renaissance sprechen, wo aufgrund struktureller sozialökonomischer Wandlungen diese Erscheinungen gleichzeitig und miteinander aufgetreten sind.»

Diese Feststellung von Agnes Heller hat die Organisatoren wenig gekümmert. Sie zeigen uns Macht und Pracht des Herzogspalastes (im Palazzo Vecchio), die Szenerie rauschender Feste (im Palazzo Medici Riccardi), Kunst (im Palazzo Strozzi) und anderes; kurz, sie zeigen uns Leben und Tun der Oberschicht. Man könnte leicht den Eindruck erhalten, daß es damals ein «Volk» gar nicht gegeben habe. Die sozialen Bedingungen, die auch für die Kultur der Herrschenden nicht ohne Bedeutung sind, kommen nicht zur Darstellung. Ein wesentliches Manko, zumal es gerade die Erörterung dieser sozialen Bedingungen wäre, die den Anspruch untermauern könnte, hier werde die Geburt des modernen Europa gezeigt. *Klaus Litwan, Sarnen*



ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Clemens Locher, Josef Renggli, Josef Rudin
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck), Pietro Selvatico (Fribourg)

Anschrift von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎(01) 201 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto
Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postscheckkonto Stuttgart 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postscheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1980:
Schweiz: Fr. 32.- / Halbjahr Fr. 17.50 / Studenten Fr. 24.-

Deutschland: DM 35.- / Halbjahr DM 19.50 / Studenten DM 26.-

Österreich: öS 260.- / Halbjahr öS 150.- / Studenten öS 180.-

Übrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr./DM 40.-. (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 1.80 / DM 2.- / öS 15.-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich